

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1976
HEFT 3**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur
27. Jahrgang Heft 3
Juli – September 1976

Herausgegeben
vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß:

Wolfgang Irtenkauf, Helmut Dölker, Willy Leygraf,
Hans-Martin Maurer, Helmut Schönnamsgruber.

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 22,- geliefert. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 25,- zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 6,50. Diese Preise enthalten 5,5% MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, Telefon (07 11) 22 32 43, von sonstigen Beziehern an den Konrad Theiss Verlag, 7000 Stuttgart 1, Villastraße 11, Telefon (07 11) 43 29 81, zu richten; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte und Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund). Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos usw. ohne Beifügung von Rückporto wird keine Garantie übernommen. Der Nachdruck von Aufsätzen und Buchbesprechungen der «Schwäbischen Heimat» kann nicht ohne schriftliche Einwilligung der Redaktion erfolgen.

Anzeigenverwaltung Hans Jürgen v. Elterlein, 7000 Stuttgart 80, Joringelweg 5, Telefon (07 11) 71 19 20.
Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlags G. Braun,
Karlsruhe, bei.

Titelfoto: *Urach ist der Ort unserer diesjährigen
Jahreshauptversammlung am 9./10. Oktober. Ein
Urach-Heft ist dieses Heft 3 trotzdem nicht geworden,
wohl aber kreisen fast alle Themen um die mittlere
Schwäbische Alb. – Der berühmte Blick von einem
der Aussichtsfelsen um Urach umfaßt die alte Stadt
Urach. (Foto Lückgens.)*

Inhalt

- Grußwort des Bürgermeisters
der Stadt Urach 171
- Handwerk, Handel und Industrie
in Urach 173
Von KLAUS SCHREINER
- Bemerkungen zum frühen Buchdruck
in Urach 193
Von PETER AMELUNG
- MÖRIKES Lob der Alb 199
Von REINBERT TABBERT
- Spuren und Funde –
Der Maler WINAND VICTOR 202
Von WILLY LEYGRAF
- DAVID FRIEDRICH STRAUSS
und die Sontheimer Höhle 206
Von FRITZ GÖHLER
- Denkmalpflege –
eine gemeinsame Aufgabe? 209
Von PETER ANSTETT und EBERHARD WEINBRENNER
- Ein Preuße in Schwaben:
FRIEDRICH NICOLAI 216
Von GÜNTER NIKLEWSKI
- Museen als «Geschichtsbücher» 221
Von HANS-ULRICH ROLLER
- Buchbesprechungen 223
- Anschriften der Verfasser 229
- Mitteilungen des
Schwäbischen Heimatbundes 230

Grußwort des Bürgermeisters der Stadt Urach

Mit den Bürgern unserer Stadt freue ich mich, daß der Schwäbische Heimatbund in Verbindung mit dem Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine und der Gesellschaft für Naturkunde seine diesjährige Hauptversammlung nach Urach einberufen hat. Namens der Bürgerschaft und des Gemeinderats entbiete ich allen Versammlungsteilnehmern ein herzliches «Grüß Gott».

Daß der Schwäbische Heimatbund seine Hauptversammlung am 9./10. Oktober 1976 nach Urach einberufen hat, ist sicherlich eine Reverenz vor der großen Vergangenheit der kleinen ehemaligen württembergischen Residenz und vor der Bürgerschaft Urachs, die es besonders in den letzten Jahren verstanden hat, den größten Teil des spätmittelalterlichen Stadtkerns von Grund auf zu sanieren. Zwar brauchen immer noch einige wichtige Bauten und Baudenkmale dringend staatliche und private Hilfe, so das «Haus am Goresbrunnen», der Marktbrunnen und die Amanduskirche. Daß die Uracher Bürger in ihren Bemühungen aber auf dem richtigen Weg sind, zeigt ein Gang über den Uracher Marktplatz, der wahrlich wieder zur «guten Stube» der Stadt geworden ist.

Nach seiner kurzen Glanzzeit als württembergische Residenz ist Urach in die Bedeutungslosigkeit eines kleinen und armen Landstädtchens zurückgesunken. Erst mit dem Beginn der Industrialisierung des Ermstals und der Entdeckung der Landschaft um Urach als Erholungs- und Wandergebiet kam neues Leben ins obere Ermstal. Heute ist Urach Sitz einer leistungsfähigen Industrie, deren Erzeugnisse in der ganzen Welt von schwäbischem Fleiß zeugen. Durch die Erbohrung einer hyperthermalen Mineralquelle und durch das 1972 in Betrieb genommene Thermal-Mineralbad hat auch der Fremdenverkehr neue Impulse bekommen. So ist Urach heute auf dem Weg, sich im Kreis der Heilbäder Baden-Württembergs zu etablieren. Die Landesregierung hat die Bemühungen Urachs anerkannt durch die Verleihung der Artbezeichnung «Luftkurort mit Heilquellen-Kurbetrieb». Einen vorläufigen Abschluß wird diese Kurortentwicklung im nächsten Jahr mit der Eröffnung der Thermenklinik, des Kurzentrums mit dem «Haus des Gastes» und des Kurparks an der Erms finden.

Ich hoffe sehr, daß Sie sich in Urach wohlfühlen, für Ihre Arbeit wertvolle Impulse bekommen und angenehme Erinnerungen mit nach Hause nehmen.

FRIDHARDT PASCHER
Bürgermeister



Menschen von heute verbinden mit dem Namen Urach landschaftliche, städtebauliche und künstlerische Impressionen. Amanduskirche, Schloß und Markt – kurz: die eindrucksvollen Konturen eines geschichtsträchtigen Stadtkerns – bringen kaum noch zum Bewußtsein, daß Urach, die vielbesungene Stadt im *himmlischen Blütental* der Erms, auf eine weit in die Vergangenheit zurückreichende gewerbliche Tradition zurückblicken kann.

Handwerk und Handel bestimmten seit dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit die Wirtschafts- und Sozialstruktur der Stadt. Das war kein Zufall. Eine kleinflächige, von den Rändern der Schwäbischen Alb begrenzte Markung gab so gut wie keine Möglichkeit, in größerem Umfang Ackerbau und Viehzucht zu treiben. Der Mangel an natürlichen Ressourcen ist Urachs Bürgern insbesondere dann bewußt geworden, wenn Krisen und Kriege breite Bevölkerungsschichten an den Rand des Existenzminimums drängten. Sie wären nach dem Dreißigjährigen Krieg glücklich gewesen, wenn die vielen *Berge, Steine und Felsen*, welche über ihren Häuptionen schwebten, hätten *hintan gerucket werden* können. Urachs Bürgerschaft erlag jedoch nicht der Versuchung, sich mit utopischen Sehnsüchten über eine mißliche Lage hinwegzutäuschen; sie war gehalten, aus den vorgegebenen Erwerbsbedingungen das Beste zu machen. *Die Stadt Urach*, schrieben noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Uracher Leineweber an die württembergische Regierung, *hat, in einem engen Thale von hohen Gebirgen eingeschlossen, fast gänzlichen Mangel an Ackerbau. Der geringe Umfang ihrer Feldgüter nährt kaum ein Fünftel ihrer Bewohner. Was ihr aber die Natur versagt hat, das suchte sie von den ältesten Zeiten her durch Gewerbsamkeit zu ersetzen.*

Die Bürgerschaft von Urach gab sich redlich Mühe, das Defizit an Acker- und Weideland durch verstärkte manuelle und kaufmännische Tätigkeit auszugleichen. Zeitgenossen des späten 18. Jahrhunderts zögerten denn auch nicht, die wirtschaftliche Tatkraft der Uracher Stadtbevölkerung gebührend zu würdigen. Auf FRIEDRICH CHRISTOPH NICOLAI, den Berliner Literat und Buchhändler, der 1781 den deutschen Südwesten bereiste, hat der *ins Große gehende vorzügliche Kunstfleiß* der Uracher Bürger, ihre *Lust zur angestregten Arbeit* jedenfalls großen Eindruck gemacht; die unfruchtbaren Gefilde der Alb, schreibt er, hätten die Uracher immer wieder dazu angehalten, *über neue Nahrungswege* nachzudenken.

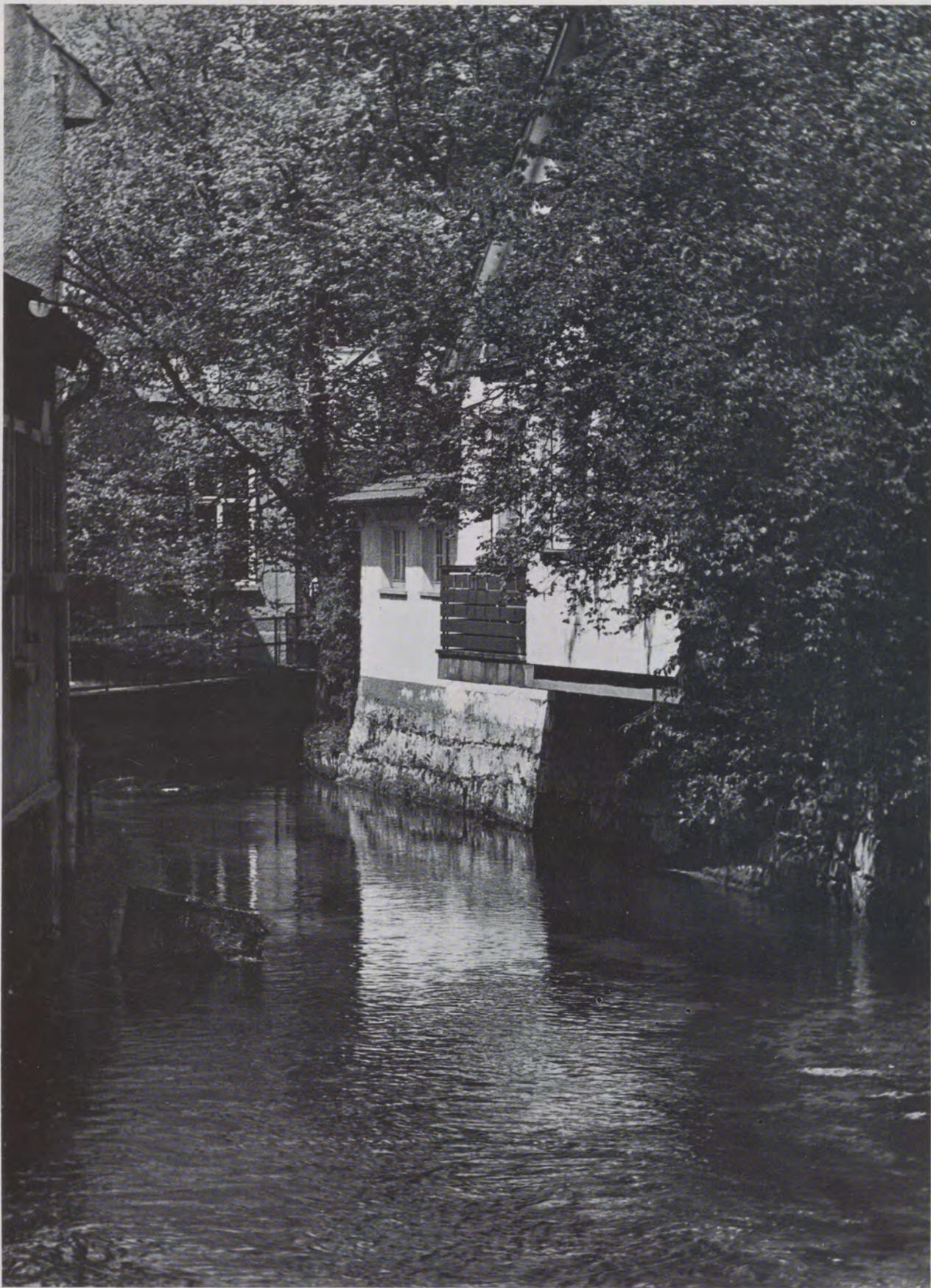
Das sei ihnen auch mit Erfolg gelungen. Urachs Wohlstand beruhe nicht auf unverdienten Segnungen der Natur, sondern auf individuellen und kollektiven Anstrengungen einer strebsamen, wirtschaftlich rührigen Bürgerschaft.

Wirtschaftliche Auf- und Abschwünge im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit

Der württembergischen Landesteilung von 1442 verdankte Urach eine Periode raschen wirtschaftlichen Aufblühens. Vier Jahrzehnte lang erfüllte Urach die Funktion eines glanzvollen Fürsten- und Regierungssitzes. In der gräflich-württembergischen Residenz am Fuße der Alb wurden damals Kindstauen und Hochzeiten der fürstlichen Familie gefeiert, Rechts- und Verwaltungsgeschäfte abgewickelt, Landtage und Ratssitzungen abgehalten. Urach war gleichsam die «Hauptstadt» der südlichen Landeshälfte Württembergs. Von den Konsumbedürfnissen des Hofes und den Berufschancen der Verwaltung profitierten auch Urachs Bürger.

Sie hatten deshalb keine Ursache, die zurückgewonnene Einheit des Landes, die 1482 im Vertrag von Münsingen verbrieft wurde, als Unterpfand für eine bessere Zukunft zu betrachten. Stuttgart bildete seitdem wiederum die Mitte des Landes. Urach rückte an die Peripherie – auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Graf EBERHARD IM BART befreite zwar die Uracher Bürgerschaft von landesherrlichen Kontributionen und Diensten; aber das war nur ein bescheidener Ersatz für eine Vielzahl von Existenz- und Erwerbsmöglichkeiten. Herzog ULRICH gewährte auf die «Landsteuer», d. h. die Ablösungshilfe, die Urach aufgrund des Tübinger Vertrages zu bezahlen hatte, einen regelmäßigen Nachlaß von 45 Gulden. Seine Gemahlin SABINE stiftete für 20 Hausarme von Urach ein Almosen in Höhe von insgesamt 200 Gulden.

Das waren ehrenvolle Zeichen landesherrlicher Sympathie. Die fürstlichen Gunst- und Gnadenweise konnten aber strukturelle Schwächen des Uracher Wirtschaftslebens auf die Dauer nicht ausgleichen. Herzog CHRISTOPH war zudem nicht mehr bereit, die den Urachern eingeräumten Steuerprivilegien von neuem zu bestätigen, obschon diese glaubhaft beteuerten, daß die Bürgerschaft Urachs *sunder allein* aus armen Handwerksleuten bestünde. Das macht es verständlich, wenn die Uracher



Partie an der Erms.

Stadtbevölkerung jeden Versuch, der ihre Existenz- und Erwerbsbedingungen zu schmälern drohte, zu vereiteln suchte. 1522 beschwerten sich die Uracher Wagner beim österreichischen Statthalter in Stuttgart, daß man ihnen neuerdings das Recht streitig mache, in den württembergischen Herrschaftswäldern gegen eine Jahresmiete von 1 Pfund Schilling Eichen, Buchen und Birken zu schlagen. Falls die Regierung an dem Verbot festhalte, müßten sie notgedrungen *auß der Statt hinweg ziehen*. 1528 führten Bürgermeister, Gericht und Rat der Stadt Urach Klage gegen den Untervogt HANS WERNS, der zum Schaden des gemeinen Mannes *ain gewerb mit der wollen angefangen habe*; sein Schaf- und Wollgewerbe, so machten sie geltend, stünde in krassem Widerspruch zu den Bestimmungen des «Tübinger Vertrages», der den Amtleuten jegliche Gewerbetätigkeit untersagt habe. Zwei Jahre später protestierten sie gegen die geplante Ausweitung der Herrschaftsschäferei im Uracher Tal. Es sei *kain brach [Brache] hie zu Urach*, machten die städtischen Amtspersonen geltend, *ouch kain sunder Bawfeld [Ackerland], sonder allain ain wenig äcker unnder der Statt*, die man nicht, *wie an anndern ortten, da vil äcker und Velds ist*, nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft bebauen könne. Die armen Leute von Urach seien deshalb darauf angewiesen, die wenigen Bergweiden mit ihren Ziegen und Schafen abgrasen zu können. Wenn der Herrschaftsschäfer nun gleichfalls die Bergwiesen befahre, so würde *darus dem gemainen arm man villittenliche beschwerd unnd verderblicher nachtail* erwachsen.

Als Herzog CHRISTOPH mit Hilfe von Maurern und Steinmetzen aus dem Allgäu das württembergische Bauwesen zu verbessern suchte, beschwerten sich die Uracher Steinmetzen, daß die landfremden «Allgäuer» sehr zum Schaden der heimischen Meister auf eigene Rechnung arbeiten würden. Sie hielten das für einen groben Verstoß gegen die württembergische Handwerksordnung. Ausländische Maurer- und Steinmetzgesellen sollten nicht als lästige Konkurrenten, sondern nur unter der Obhut eingessener Meister ihren Beruf ausüben dürfen. Auch unter den Mitgliedern der eigenen Zunft suchte man jedweden Wettbewerb zu unterbinden. Die Bäckerordnung von 1589 führt deutlich vor Augen, daß dem kleinen Handwerksmeister von damals jedwede Möglichkeit genommen war, durch vermehrte Anstrengungen und gesteigerten Fleiß seine Lebenschancen zu verbessern. Nur an den offiziellen städtischen Wochenmärkten durften Urachs Bäcker ihr Brot feilhalten. Werbung widersprach dem Grundsatz zünftiger Brüderlichkeit, der allen Meistern der Zunft eine auskömmliche

standesgemäße Nahrung garantieren sollte. Zünftig gebundenen Meistern war es untersagt, ihre Erzeugnisse öffentlich anzupreisen oder kauflustige Frauen am Rockzipfel an ihren Stand zu ziehen. In den Amtsflecken durften Uracher Bäcker nur montags und mittwochs Brot an öffentlichen Plätzen zum Verkauf anbieten. Das Hausieren war ihnen streng verboten. Die Uracher Becken durften auch nicht in die Bauernhäuser auf die Alb gehen, um dort den Bauern gegen Entgelt Brot zu backen. Unbefugte Grenzüberschreitungen von seiten der Müller suchte man dadurch zu unterbinden, daß es diesen eigens verboten war, den Bauern auf Weihnachten Kuchen zu backen.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts machten Urachs Handwerker erfolgreiche Anstrengungen, ihre Wirtschaftssituation durch die Errichtung neuer Märkte zu verbessern. Ihre wirtschaftlichen Zielsetzungen begründeten sie dem Herzog gegenüber mit dem Hinweis, daß die Bewohner Urachs *fast eitel handtwerckhs Leut* seien, die mit ihren *erlernten Handtwerckern* ihren Lebensunterhalt bestreiten müßten. Weil die Bevölkerung ständig wachse und *täglichs die Hanndtwerker übersetzt werden*, gerate der Vertrieb ihrer Arbeit merklich ins Stocken. Eine Reform der gegenwärtigen Marktsituation sei deshalb unabdingbar geworden. Urach, so machten sie geltend, besitze nämlich nur zwei Jahrmärkte; die vorderösterreichischen Städte Ehingen, Munderkingen, Gammertingen und Trochtelfingen hingegen könnten jahraus jahrein Jahr- und Viehmärkte abhalten, die von den Albbauern reich beschickt und besucht würden. In Urach hingegen finde das ganze Jahr über kein einziger Viehmarkt statt. Der Herzog müsse deshalb auf *Zoll und Ungellt* verzichten; den städtischen Handwerkern, insbesondere den Metzgern, Gerbern, Sattlern, Schustern sowie der ganzen Bürgerschaft, die vom Vieh und Viehhandel den besten Nutzen haben solle, werde förmlich *das Brot vorm Mundt abgeschnitten*. Herzog FRIEDRICH hatte Einsehen und bewilligte vier *unterschiedliche Jahr-, Roß- und Viehmärkte*.

Das Uracher Markttreiben jener Zeit hat der Lokalpoet JOHANN SEBASTIAN WIELAND, der 1626 eine *Warhafftige / Nutzliche / Lustige Beschreibung / der Weitberuembten Statt Urach an der Alp / im hochloeblichen Hertzogthumb Wuerttemberg gelegen* erscheinen ließ, in gutgemeinte Verse umgesetzt:

Urach hält in ein Jahr sechs Jahrmaerckt / zween die seynd Alt /

Aber vier die seynd new / beeds wenns ist warm / wanns ist kalt /

Da ist der Märckz gantz vol / von allerley Leuten

Auch vieler Krämer Gut / die kommen von weitem.



Da kan man verkauffen / wie einer nur sein Wahr will:
 Da kan man erkauffen / wie es recht / wies nicht unbill.
 Tregt auch viel Standgelt ein / den Wirten gibts ein Beut /
 Sonderlich da gut wein / gut Wuerst wissen die Leut.
 Da laßt sich der Maußkath [Muskat] under dem Pfeffer
 finden /

Die lose Lautschreyer machen die Leut offt blinde.
 Da findst Zeutungssinger ein gar ehrliches Gesind /
 Bei denen steht mancher / der horchet zu wie ein Rind.

...
 Auff selbigen Maerckten tregts ein der Statt den Weg
 Zoll /
 Die Bawer verkauffen thewer / beym Wein werden voll.

Vermögensstruktur und Vermögensentwicklung

Einblicke in die Vermögensverhältnisse der Ura-
 cher Stadtbevölkerung des Spätmittelalters und der
 frühen Neuzeit vermittelt eine Steuerliste aus dem
 Jahre 1470. Versteuert werden mußten damals Bar-
 vermögen (*barschaft*), Mobilien und Immobilien (*li-
 gend oder farend gut*). Der Steuersatz betrug 5% d. h.

es mußte jeweils der zwanzigste pfennig abgegeben
 werden. Der Besteuerung unterworfen wurde
 gleichfalls der Lohn (*Lidtlon*) von Knechten und
 Mägden, die als Lohnabhängige keinen eigenen
 Haushalt führten, weder liegendes noch fahrendes
 Gut ihr eigen nannten. Bei dem Versuch, aus dem
 spröden Quellenmaterial dominante Vermögens-
 und Sozialklassen herauszuschälen, ergibt sich fol-
 gendes Bild, das durch einen Vergleich mit der
 Vermögensschichtung in der Stadt Tübingen noch
 präzisiert werden soll:

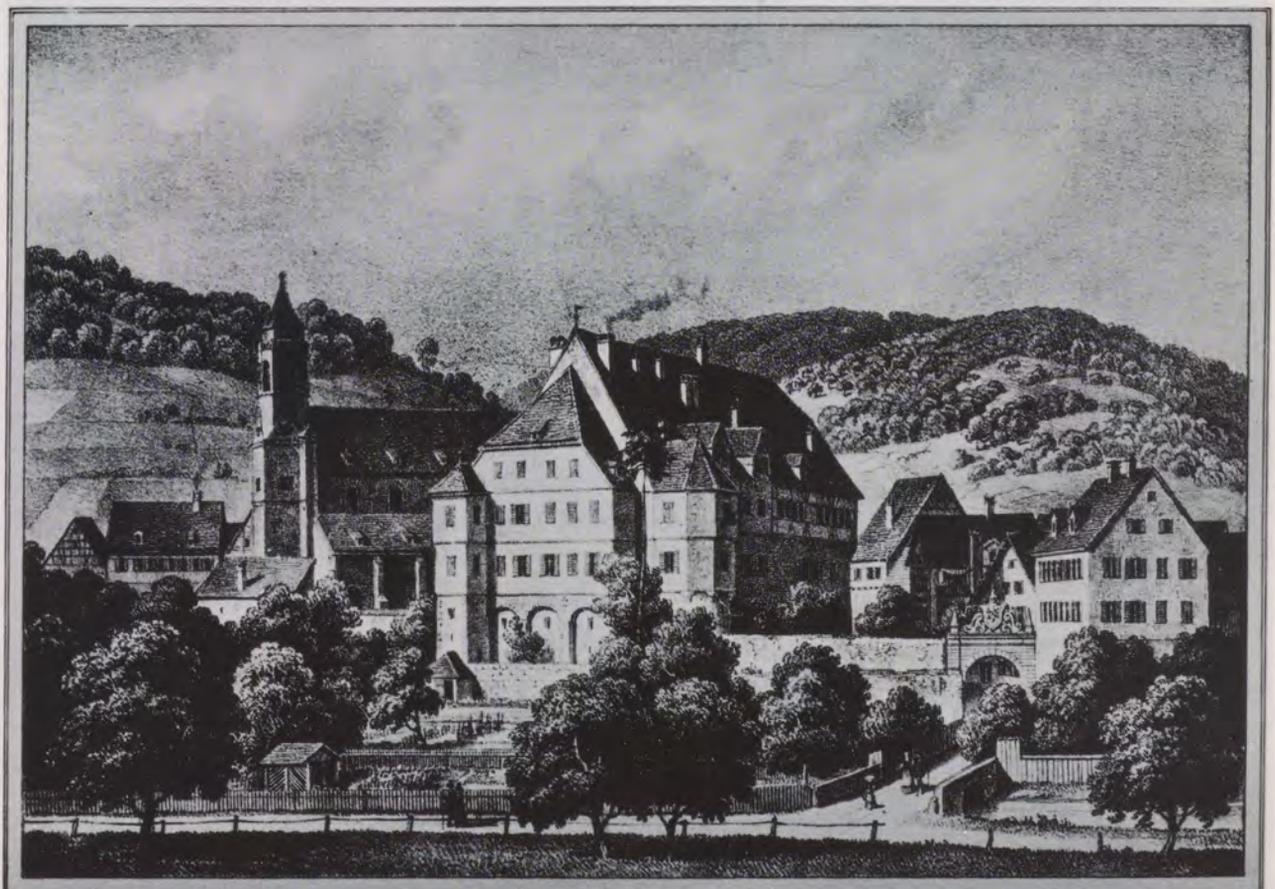
Ver- mögens- gruppen	Vermögens- höhe	Anteil der Bevölkerung in %	
		in Urach 1470	in Tübingen 1470
I	0– 50 fl	48,2	45,1
II	51– 100 fl	13,2	18,4
III	101– 500 fl	32,0	28,8
IV	501–1000 fl	5,2	4,6
V	1001–5000 fl	1,4	3,1
VI	über 5000 fl		1 Bürger

Der breite Unterbau an vermögenslosen, armen

und minderbegüterten Stadtbewohnern (insgesamt 61,4%) ist keine Besonderheit Urachs, sondern ein sozialgeschichtliches Phänomen, das für die Sozialverfassung sämtlicher altwürttembergischer Städte charakteristisch ist (vgl. z. B. Tübingen). Die Unterschicht in den Landstädten Altwürttembergs setzte sich vornehmlich aus unselbständigen Knechten, Mägden und Tagelöhnern, auch verarmten Handwerkern zusammen, wobei mitunter auch der Fall eintreten konnte, daß lohnabhängige Knechte und Mägde so viel Steuern bezahlten wie kleine Handwerksmeister. Die städtische Mittelschicht (insgesamt 32%) formierte sich aus dem handwerklich und kaufmännisch tätigen Bürgertum, das über ein steuerbares Vermögen von 100 bis 500 Gulden verfügt. Der sozialgeschichtlichen Genauigkeit wegen wird man allerdings gut daran tun, eine obere von einer unteren Mittelschicht abzuheben. Die sozialen und bewußtseinsmäßigen Gemeinsamkeiten zwischen einem städtischen Amtsträger, der 500 Gulden besaß, und einem kleinen Handwerksmeister, der es leidlich zu einer Barschaft und einem Immobilienvermögen von 100

Gulden gebracht hatte, dürften nicht allzu groß gewesen sein. Soweit sich der Sozialstatus jener Bürger, die ein Vermögen zwischen 500 und 1000 Gulden zu versteuern hatten, genauer bestimmen läßt (insgesamt 5,2%), handelt es sich fast ausschließlich um städtische Gerichts- und Ratsverwandte, die vermögend genug waren, um für die unbesoldete Ausübung städtischer Ämter *abkömmlich* zu sein, sowie um Amtsträger von Hof und Verwaltung. Die fünf Bürger Urachs, die 1470 zwischen 1000 und 1200 Gulden versteuern, lassen sich ausnahmslos als Beamte des Landesherrn nachweisen. Sie sind nicht nur in Urach selbst begütert, sondern besitzen auch Güter und Höfe im Uracher Tal, auf der Alb, am mittleren Neckar und im nördlichen Schwarzwald.

Im Verlauf des 16. Jahrhunderts sind die Uracher Vermögen fraglos merklich gewachsen. Im Jahre 1542 sind es bereits 11 Steuerpflichtige, die mehr als 1000 Gulden versteuern. ULRICH BRASTBERGER, Nachfahre eines Uracher Gewandschneiders, von 1551 bis 1567 Bürgermeister in Urach, Vater des württembergischen Kanzlers JOHANN BRASTBER-



Nach d. Nat. gez. u. lith. v. Eb. Lemminger.

Verlag v. F. Zentgraf

Verlag v. Julius Garteis in Urach

Das Schloß in Urach.



GER, versteuerte nicht weniger als 2600 Gulden, der Keller ANTON VIETZ 2200 Gulden, Urachs Bürgermeister HEINRICH SCHWARZ 1500 Gulden. In der Steuerliste von 1607 sind Vermögen zwischen 2000 und 8000 Gulden keine Seltenheit mehr.

Die Wirtschaftsentwicklung Urachs an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert steht unstrittig im Zeichen wachsenden Wohlstandes. Es bleibt jedoch zu fragen, ob und in welchem Umfang diese Wohlstandsentwicklung auch den breiteren Schichten der gewerblichen und tagelöhnenden Bevölkerung zugutekam. Das sichtlich angestiegene Gesamtvermögen einer Stadtgemeinde sagt noch nichts darüber aus, ob das größere Sozialprodukt nur zur Vermehrung der Vermögen einer relativ kleinen wirtschaftlichen Oberschicht beitrug, oder ob an diesem Vermögenswachstum auch die mittleren und unteren Schichten partizipierten. Anhand von Uracher Steuerlisten, Inventuren und Teilungen kann der Nachweis erbracht werden, daß sich die quantitative Zunahme der Vermögen nicht im

Sinne einer breiteren Vermögensstreuung auswirkte, sondern die soziale und wirtschaftliche Distanz zwischen den einzelnen Schichten sich merklich vergrößerte.

1613 hinterließ der Uracher Metzger HIERONYMUS SCHWARZ, zu dessen Sippenkreis auch der Uracher Bürgermeister HEINRICH SCHWARZ und der Stuttgarter Rentkammerexpeditionsrat ISAAK SCHWARZ gehörte, ein Gesamtvermögen in Höhe von 6893 Gulden. Mittelbegüterte Handwerker verfügten damals über ein Vermögen von 200 bis 500 Gulden. Der Weber MARTIN GROSS, der 1611 aus der Stadt geflohen war, hinterließ an fahrenden Gütern ein altes Bett, etwas Küchengeschirr und zwei Webstühle im Gesamtwert von 10 Gulden nebst 72 Gulden und 10 Batzen Schulden.

Von sozialgeschichtlichem Interesse ist auch die Verteilung des städtischen Hausbesitzes. Das Steuerbuch von 1607 registriert insgesamt 330 steuerpflichtige Bürger (bzw. Haushalte), von denen nur 122 über eigene Häuser verfügen; die restlichen 208,

das sind rund 63% der Gesamtbevölkerung, wohnen in Miete. Da für das Jahr 1634 in Urach insgesamt 304 Dachfirste gezählt wurden, läßt sich unschwer erkennen, daß der Uracher Hausbesitz in einer relativ dünnen Schicht reich- und mittelbegüterter Leute massiert war. Es fällt auf, daß zahlreiche Handwerker – Messerschmiede, Weber, Glaser, Kannengießer und Schuhmacher – in Mietsräumen ihrem Gewerbe nachgehen mußten.

Die Uracher Archivmaterialien lassen überdies erkennen, daß trotz der wachsenden Vermögen das Realeinkommen der einzelnen Bevölkerungsgruppen nahezu konstant blieb. Dem Steuerbuch von 1607 ist zu entnehmen, daß sich zwischen 1550 und 1600 der Wert von Häusern verdoppelte. Äcker und Wiesen erfuhren sogar eine dreifache Wertsteigerung. Ein Haus, das nach der Schätzung in der Mitte des 16. Jahrhunderts auf 200 Gulden geschätzt wurde, besaß um 1600 einen Wert von 500 Gulden; der Wert einer Scheune erhöhte sich in der nämlichen Zeit von 75 Gulden auf 150 Gulden, drei Jauchert (Morgen) Ackerland von 56 auf 175 Gulden.

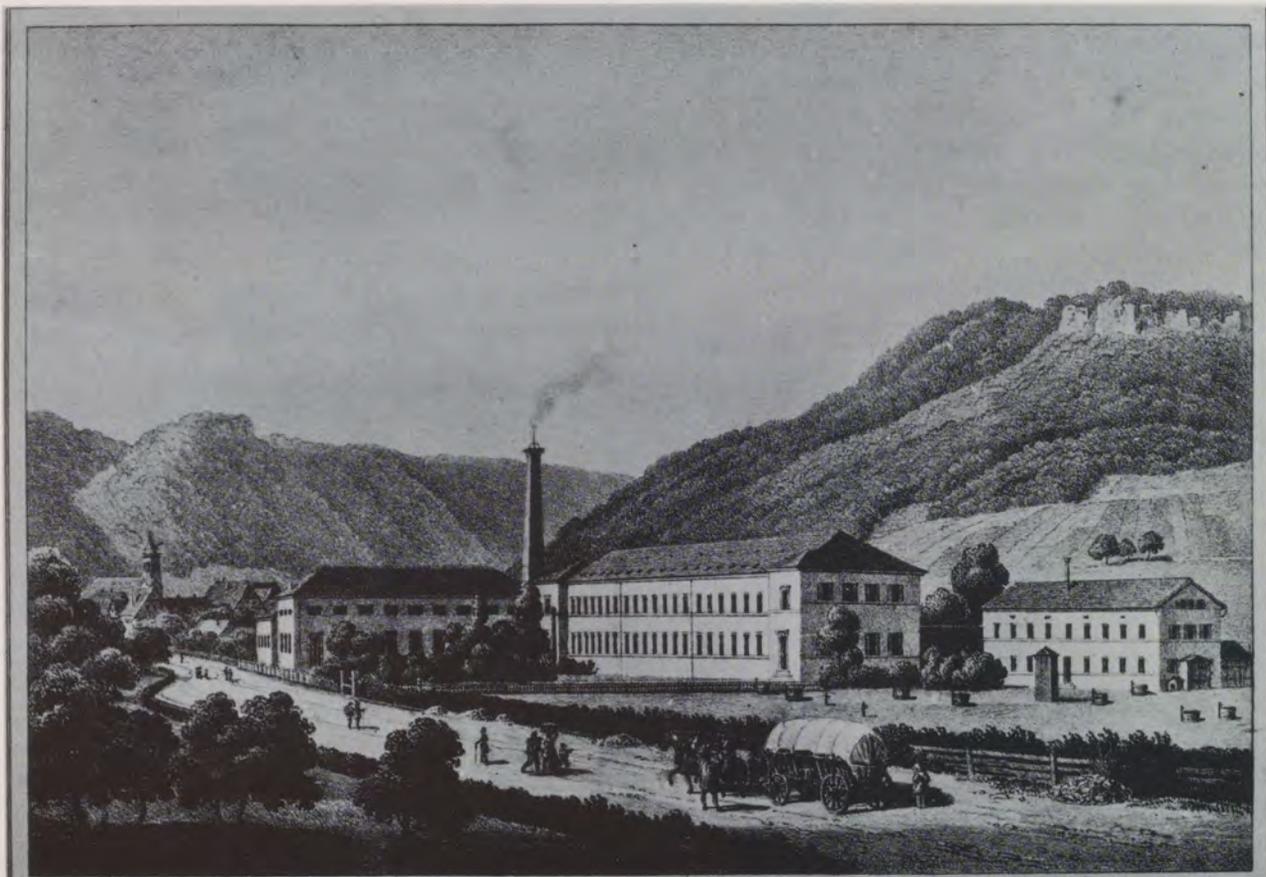
Diese Preisbewegungen fügen sich nahtlos in die allgemeinen wirtschaftlichen Trends des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts. Die in Urach und anderwärts beklagte *hochbeschwärlische Theuerung* an Getreide, mit der ein Absinken der Preise für

gewerbliche Erzeugnisse Hand in Hand ging, traf vor allem die kleinen Handwerker sowie die armen Leute.

Arme Leute, die am Rande des Existenzminimums dahinlebten oder auf die Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen waren, gab es in Urach schon immer; sie bildeten einen festen Bestandteil des städtischen Sozialkörpers, noch ehe die «Preisrevolution» der Jahrhundertmitte einen Kaufkraftschwund auslöste, von dem insbesondere die wirtschaftlich Schwachen betroffen waren. *So sind aber vil armer lyt [Leute] hie zu Urach*, hieß es bereits 1530 in einem Bericht des Uracher Magistrats an die Stuttgarter Regierung, *da ainer ain gais, der annder zwe oder dry hatt und kain kug [Kuh] vermag zuhallten*. Auch der Viehbestand war ein Indiz für Armut und Reichtum. Die Ziege war das Statussymbol des armen Mannes, wer hingegen eine Kuh sein eigen nennen konnte, brauchte sich mit den Geißenbauern nicht mehr auf eine Stufe stellen lassen.

Im Jahre 1564, als die städtischen Beamten die von Herzogin SABINE gestifteten 200 Gulden zu verteilen suchten, meldeten sich *bey sechzig armer Leutt*, die berücksichtigt werden wollten. Landhofmeister, Kanzler und Räte, Gericht und Rat von Urach waren sich im klaren darüber, daß die Beschränkung auf zwanzig Personen, wie es die letztwillige Verfügung SABINES vorsah, *ain große ungleichheit*





Nach d. Nat. Verz. u. lith. v. Eb. Emminger

Gedr. v. G. Kuisner

Veriaß v. Julius Bartels in Urach

Die mechanische Flachsspinnerei. bei Urach.

Lithographie der mechanischen Flachsspinnerei von E. EMMINGER.

verursachen würde. Sie plädierten deshalb dafür, die Stiftung der *herzoglichen Wittib* auf alle 60 armen Leute gleichmäßig zu verteilen oder das ganze Legat in ein jährlich immer werdend *beneficium* umzuwandeln. Herzog CHRISTOPH entschied jedoch nach den zeitüblichen Maßstäben konfessionell geprägter Frömmigkeit. Er räumte ein, daß es in Urach der Hausarmen gar viele gibt; aber nur diejenigen könnten des fürstlichen Almosens für würdig befunden werden, die sich durch sittenreines und rechtgläubiges Verhalten auszeichnen. Der Herzog dekretierte deshalb, daß die von seiner Mutter gestiftete Geldsumme *zwentzig fromen gottesfürchtigen Hausarmen, die ire tag mit Eeren unnd in Gottesforcht hergebracht haben unnd nit papisten oder schwärmer seien*, zugute kommen solle. Noch 1698 berichten Rat und Gericht von Urach an den Herzog: *Armer dürfftiger Leuth [gibt es] genug alhier, sonderheitlich nur allein an Wittfrawen bey die 80 Personen unter der Bürgerschaft, die sich elend und kümmerlich bloß mit Tagelöhnen und Spinnen behelffen, war bey die pia corpora*

[kirchliche Körperschaften und Wohltätigkeitseinrichtungen] *das Beste thuen mueßen, damit die armst und dürfftigste nicht gar verschmachten, ohne welches es gantmäßige [d. h. verschuldete] Personen genug geben würdt.*

Wirtschaftsförderung im Geist des Frühmerkantilismus: Herzog FRIEDRICH und das Uracher Leinengewerbe

Eine nachhaltige Prägung verdankt das Uracher Gewerbe den wirtschaftspolitischen Initiativen Herzog FRIEDRICHs, der von 1593 bis 1608 die Geschichte Württembergs lenkte. Herzog FRIEDRICH richtete in Urach eine überregionale Krämerzunft ein, in welcher die Kaufleute aus dem Landesteil «ob der Steige» zusammengefaßt waren. Desgleichen gründete er in Urach eine herzogliche Eisenfaktorei, die aber bereits 1604 wieder einging, nachdem es den württembergischen Landständen gelungen war, das landesherrliche Eisenhandels-

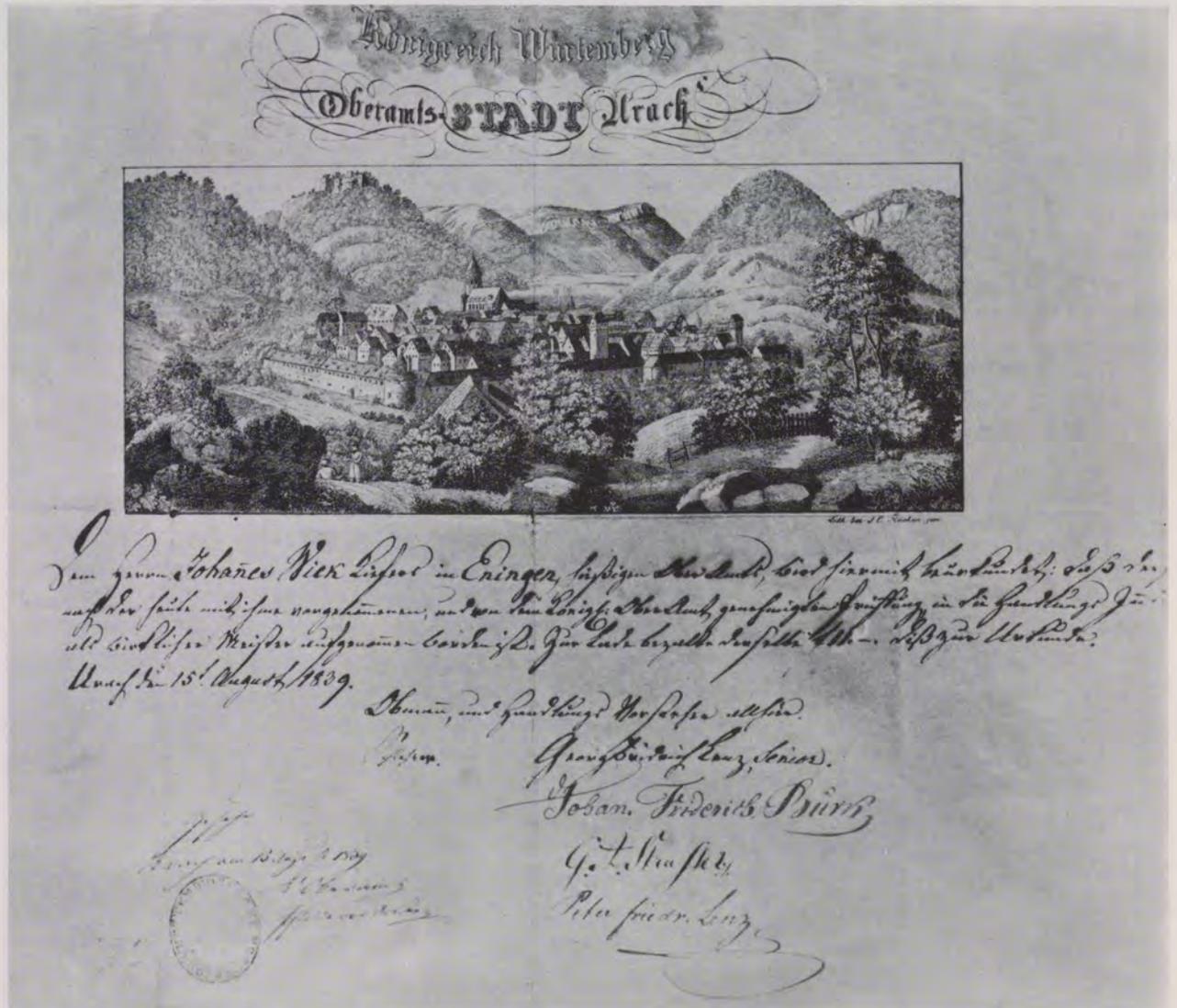
monopol zu brechen und die von ihnen erstrebten freien Commerciën wiederum durchzusetzen. Herzog FRIEDRICH machte Urach überdies zum Zentrum des württembergischen Leinengewerbes. Die Stadt verfügte über günstige Verkehrsverhältnisse, zeichnete sich durch Wasserreichtum aus und lag überdies in unmittelbarer Nähe der flachsreichen Alb.

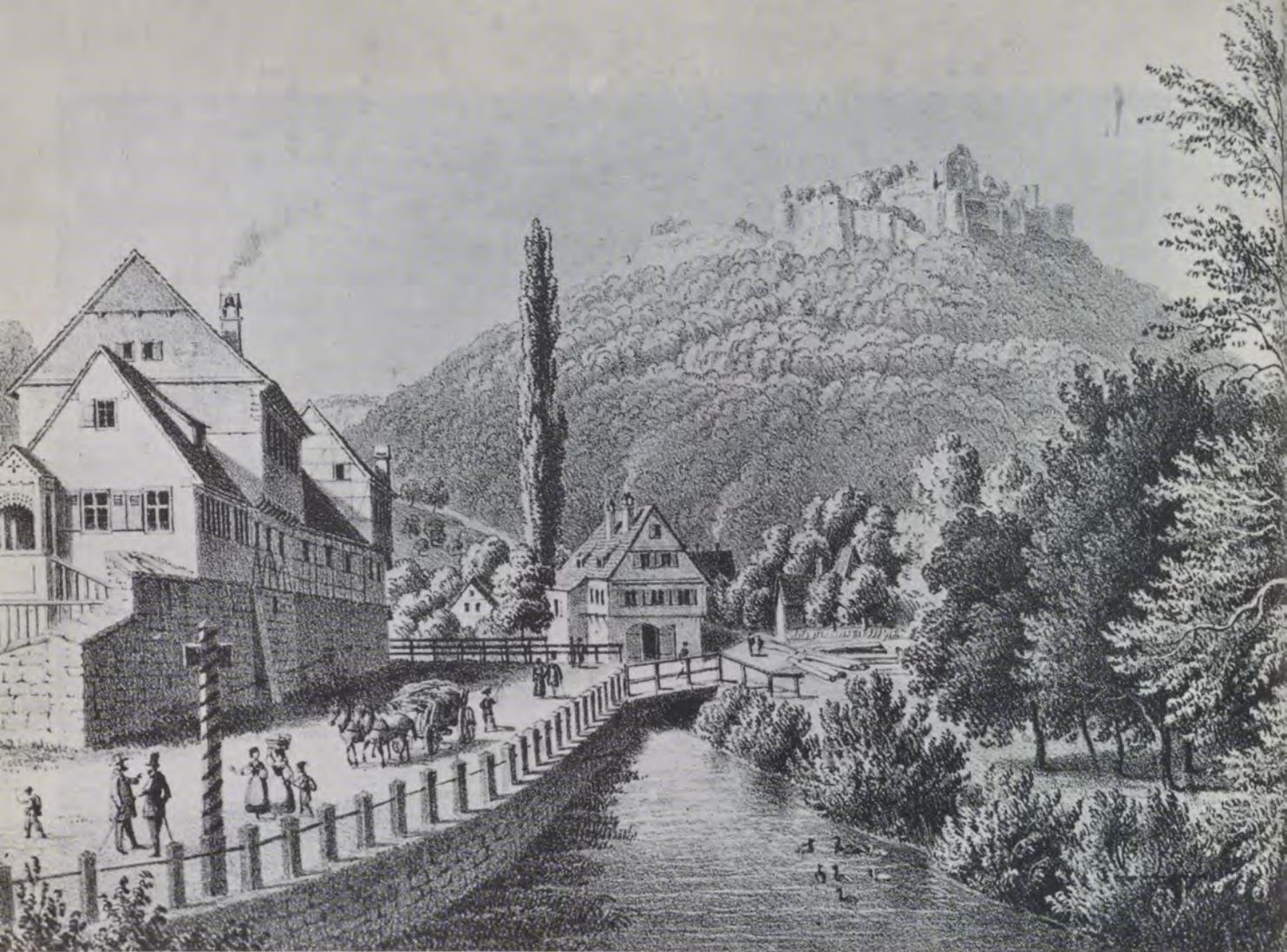
FRIEDRICH'S Vorliebe für das Uracher Leinwandgewerbe ist im späten 18. Jahrhundert zum Gegenstand kurzweiliger Anekdotenbildung geworden. Die Uracher Leinwandmanufaktur, meinte der bereits erwähnte FRIEDRICH NICOLAI, habe ihren Ursprung einer abenteuerlichen, aber glücklichen Torheit Herzog FRIEDRICH'S zu verdanken. Als dieser nämlich, behauptete der preußische Aufklärer, den erbetelten Orden vom blauen Hosenbunde von König Jakob in London erhielt, ließ er sich, um den Ordensgesetzen Ge-

nüge zu tun, in die Londoner Leinenweberzunft einschreiben. Um dieses Ereignis dem Bewußtsein seiner Untertanen für alle Zeiten einzuprägen, sei der württembergische Potentat schließlich auf den Gedanken gekommen, in seinem Herzogtum einen Leinwand- und Webereyhandel zu begründen.

Die historischen Auslassungen NICOLAIS sind freilich nicht mit der Elle der historischen Vernunft zu messen. Es besteht kein Anlaß, die kurzweiligen Anekdoten des Herrn NICOLAI, die einem breiteren Lesepublikum literarisches Vergnügen bereiten sollten, für bare Münze zu nehmen. Die Unternehmungen Herzog FRIEDRICH'S trugen nicht die Handschrift eines ruhmbeftissenen Toren, sondern wurden von einem Mann ins Werk gesetzt, der nach den zeitüblichen Regeln des Merkantilismus die Wirtschafts- und Steuerkraft seines Landes zu verbessern suchte. Herzog FRIEDRICH nahm sich der

Meisterbrief für JOHANNES WICK, Kiefer in Eningen, der aufgrund der mit Erfolg abgelegten Meisterprüfung am 15. August 1839 in die Handlungsinnung von Urach aufgenommen wurde.





Vorderansicht und Grundriß der mechanischen Flachsspinnerei vom Jahre 1839. Fundort: HStA Stuttgart E 143 I Min II, 3200, vgl. FRIEDRICH-FRANZ WAUSCHKUHN: Die Anfänge der württembergischen Textilindustrie im Rahmen der staatlichen Gewerbepolitik 1806–1848, Hamburg 1974, S. 313.

Seidenfabrikanten an, ließ Bergwerke anlegen, förderte das Hüttenwesen und machte Urach zum Zentrum des württembergischen Leinwandgewerbes.

Der Herzog wollte auf diese Weise verhindern, daß der *ausbündig gute* Flachs der Schwäbischen Alb außerhalb des Landes verarbeitet wurde und als importierte Leinwand in Württemberg wieder zum Verkauf kam. In seinen Plänen fühlte sich Herzog FRIEDRICH bestärkt durch ISAIAS HULDENREICH, einen kühnen Projektentwickler, dessen Vater in der Kanzlei Herzog LUDWIGS als Oberratsschreiber tätig war. In ungetrübtem Optimismus präsentierte er dem Herzog folgende Rechnung: Würde man den nicht weniger als 100 000 Personen, die derzeit in Württemberg vom Bettel leben, die Kunst des Flachsspinnens beibringen, so könnten sich diese bei einer täglichen Arbeitsleistung von 6 Lot Gespinnst nicht weniger als 2 870 633 Gulden im Jahr verdienen; für die Weber würden insgesamt 3 322 913 Gulden abfallen; die Handelsleute könn-

ten mit einem Gewinn von 604 160 Gulden rechnen; für die landesherrliche Obrigkeit bestünde die Möglichkeit, an Zoll nicht weniger als 80 555 Gulden einzustreichen.

Daß es Pflicht des Fürsten sei, seine Untertanen zur Arbeit anzuhalten, begründete er an Hand alttestamentlicher Bibelperikopen aus Jesus Sirach (33, 26–28): *Halte den Knecht zur Arbeit an*, schärfte er dem Fürsten ein, *so hast du Ruhe vor ihm; lässest du ihn müßig gehen, so will er Junker sein. Treib ihn zur Arbeit, daß er nicht müßig gehe.*

Um die Segenswirkungen zu beschreiben, die aus Urachs Leinenweberei zu erwarten seien, bemühte er das *tugendsame, wolle- und flachskundige Weib* aus den «Sprüchen Salomons». Die Aussagen des alttestamentlichen Sängers könnten auch für die Uracher Leinwandmanufaktur eine großartige Verheißung sein. Deshalb zitierte HULDENREICH mit der Unbekümmertheit eines geschäftstüchtigen, gottesfürchtigen Frommen folgende Verse: *Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die*

Spindel. / Sie macht sich selbst Decken; feine Leinwand und Purpur ist ihr Kleid / Sie macht einen Rock und verkauft ihn . . . / Kraft und Schöne sind ihr Gewand, und sie lacht des kommenden Tages.

Die tatsächlichen Anfänge der Uracher Leinenweberei nahmen sich jedoch ungleich bescheidener und weniger poetisch aus, als es HULDENREICH prophezeit hatte. Das erträumte Millionengeschäft zerrann in den Niederungen des handwerklichen und kaufmännischen Alltags. Herzog FRIEDRICH installierte in Urach eine überregionale Weberzunft, in welcher die Weber der Ämter Urach, Kirchheim, Neuffen, Nürtingen, Tübingen, Blaubeuren und Göppingen zusammengeschlossen waren; außerhalb von Urachs Stadtmauern baute er die so-

nannte «Weberbleiche», eine Siedlung von 29 kleinen Häusern, in denen je zwei Weberfamilien wohnen und arbeiten sollten; überdies errichtete er auf halbem Weg zwischen Urach und Dettingen eine Bleiche, in der sämtliche Weber des Zunftbezirks ihre Stücke bleichen mußten. Fachkundige Webermeister suchte er mit mehr oder weniger Erfolg in Leutkirch, Memmingen und Kempten anzuheuern.

Das Uracher Unternehmen blieb hinter den anfangs gehegten Erwartungen weit zurück. Je länger je mehr entwickelte es sich zu einer Quelle von Enttäuschungen, Querelen und Konflikten. Württembergs Regent hatte bei seinen Planungen unstreitig auch an die Wohlfahrt seiner Untertanen gedacht;





Nach d. Nat. gem. u. h. v. Eb. Emminger.

Gedr. v. O. Küstner

Verlag v. Julius Bartels in Urach

Der Marktbrunnen u. Marktplatz in Urach.

Der Marktbrunnen von Urach brüstet sich heute ganz besonders vor der Schar der Bewunderer, welche ihn umgeben. Schon seit Jahrhunderten hat er seine Stelle an der Spitze des dreieckigen Marktplatzes und hätte gar viel zu erzählen aus den lustigen Tagen, als die Grafen hier Hof hielten, wenn er nur eben wollte. Er ist aber auch ein gar absonderlicher, stolzer Geselle.

In der Mitte des achteckigen Wasserbehälters erhebt sich ein viereckiger, durchbrochener Aufbau, der sich zur Pyramide verjüngt und mit einer Kreuzblume abschließt. Unten zwischen den acht Wasserspeiern ist der Meister mit seinen Gesellen in Stein ausgehauen; in den Nischen der Eckpfeiler stehen die Grafen, welche der Stadt einst den Namen gegeben haben, in steinerne Rüstungen gehüllt und halten trutziglich Schild und Lanze vor; im durchbrochenen Aufbau selbst stützt sich das lebensgroße Standbild des heiligen Christophorus mit dem Kindlein auf der Schulter bequem auf seinen steinernen Prügel.

(ERNST SALZMANN: Hinter Klostermauern. Stuttgart 1903.)

aber primär ging es ihm darum, der fürstlichen Kasse Geldquellen zu erschließen, die dem Steuerbewilligungsrecht der württembergischen Landstände entzogen waren. Ein strenges Abgaben- und Kontrollsystem trug den Bedürfnissen der fürstlichen Schatulle Rechnung, verhinderte aber das Fortkommen der emsig webenden Meister. Da der Fürst von den Erträgen ihrer Arbeit profitieren wollte, war ihnen jedwede Möglichkeit genommen, Kapitalrücklagen zu bilden, die ihnen eine Ausweitung ihrer Produktionskapazität und damit auch eine Verbesserung ihrer Ertragslage ermöglicht hätten. Daß es unabdingbar notwendig gewesen wäre,

Überschüsse in Produktivvermögen zurückzuwandeln, ging über den wirtschaftspolitischen Horizont des Fürsten und seiner Ratgeber.

Das Unternehmen krankte noch an weiteren Konstruktionsmängeln. Herzog FRIEDRICH hatte zwar Organisationsformen geschaffen, welche die Herstellung eines hochwertigen Linnen garantieren sollten; er hatte aber nicht an den Absatz der hergestellten Ware gedacht. Der württembergische Eigenbedarf wurde zumeist von ländlichen *Neben-erwerbswebern* befriedigt, die im Hauptberuf eine bescheidene Landwirtschaft umtrieben. Einträgliche Exporte verhinderte die Konkurrenz. Der Ulmer



Zeichn. v. H. v. d. H. v. d. H. v. d. H.

Verlag v. H. v. d. H. v. d. H.

Verlag v. H. v. d. H. v. d. H.

Grüterstein.

Rat verbot 1599 seinen Bürgern den Handel mit Uracher Leinwand, um die reichsstädtischen Stadt- und Landweber vor mißliebigen Rivalen zu schützen. Vergeblich appellierten die Württemberger an das *Christliche Gemuett ihrer Ulmer Glaubensbrüder*, auf daß diese zur *Erhaltung nachbarlichen guetten Willens* ihren Kaufleuten die *Commerciën* mit den Uracher Webern wiederum gestatten sollen. Augsburger Kaufleute, welche die *württembergische Leinwath in Italien und frembden Landen ihrem Versprechen gemess bekhandt machen sollten*, haben die Uracher Weber kräftig über den Löffel barbiert. Die großen Hansen von Augsburg trugen nämlich keine Bedenken, von den Uracher Leinwandstücken das württembergische Wappen und das Zeichen der Uracher Weberzunft abzutrennen und diese dann als niederländische Ware auf den Markt zu bringen. Diese Verhaltensweise spricht zwar für die hohe Qualität der Uracher Erzeugnisse; gleichzeitig dokumentiert sie aber auch die kaufmännische Hilflosigkeit der Uracher Weberschaft, die über keine Druckmittel verfügte, um sich bei den Fernhändlern Augsburgs Recht zu verschaffen.

Auch dem Herzog gelang es nicht, die Augsburger Kaufleute von ihrem vertragswidrigen Geschäftsgewahren abzubringen; deshalb entschloß er sich zur Einführung eines fürstlichen Verkaufsmonopols, das seine geprellten Untertanen vor weiteren Schäden bewahren sollte. Eine 1601 von Staats wegen errichtete Faktorei sollte fürderhin einen preisgerechten und gewinnbringenden Absatz der Uracher Leinwand garantieren. Mit der *Libertet* des Handelns, deren sich die Weber bislang erfreut hatten, war es nunmehr allerdings vorbei. Die Leinenweber waren gehalten, ihre fertigen Stücke ausnahmslos an den Faktor des Herzogs abzuliefern. Die Uracher Weber sind in der ihnen aufgenötigten Zwangsjacke alles andere als glücklich geworden. Sie kritisierten das Preisdiktat des herzoglichen Beauftragten und wollten es überdies nicht hinnehmen, daß er für die angelieferten Stücke zumeist kein bares Geld ausbezahlte, sondern den Wert der Ware auf ihren herzoglichen Kredit anrechnete, *dardurch sie an weiterm weben verhindert und nicht mehr fortkhommen khünden, also der Weber verderben muese*. Als die württembergischen Landtagsdepu-



Vergangene Zeiten auf der Uracher Alb.

tierten zu behaupten wagten, daß das vom Herzog organisierte *weberwerk* dem armen Mann zu Urach keinen Nutzen bringe, mußten sie sich von dem württembergischen Regenten als *verbiesterte köpff* beschimpfen lassen, *die es nit verstehn oder merkhen wollen, was für ein nuz in wenig zeit dem landt dardurch khommen wurd.* Ihr beschränkter Sachverstand, versicherte der Herzog, zeichne sie als stupide Holzwürmer aus, *die kein klenk im kopf haben.*

In die Einwände der württembergischen Landschaft mischten sich auch moralische Bedenken. Die in den oberdeutschen Städten angeheuerten Weber, die nach dem Zeugnis zeitgenössischer Chronisten zumeist als *arme Leute* in die Stadt gekommen waren, wurden von den Landtagsabgeordneten pauschal als *unruhiges Gesindel* etikettiert, das die *menschliche societät* der Uracher Bürgerschaft in Verwirrung bringe. Die Bürger von Urach beschwerten sich ihrerseits, daß die hereingeschmeckten Webersleute auf Grund ihrer besonderen Freiheiten von *allen bürgerlichen beschwerden, fronen, wachen und anderen allgemeinen schuldigkeiten exempt* seien, hingegen aber an allen Privilegien der alteingesessenen Bürgerschaft partizipieren wollten.

Auch das Willkürregiment des ISAIAS HULDENREICH, der im Auftrag des Herzogs die Uracher Leinenweberei zu überwachen hatte, trug erheblich dazu bei, die fürstliche Faktorei in Mißkredit zu bringen. Als sich HULDENREICH wegen zwielichtiger Geschäftspraktiken nicht mehr halten konnte und deshalb 1603 verhaftet wurde, hatte er es bei einem offiziellen Jahresgehalt von 200 Gulden immerhin auf ein Gesamtvermögen von 5330 Gulden gebracht.

Der in Wirtschafts- und Finanzgeschäften versierte Reichspfennigmeister ZACHARIAS GEIZKOFER mag deshalb wohl Recht behalten, wenn er im Blick auf die Uracher Unternehmung Herzog FRIEDRICHS feststellte, daß *commerciens, die fürsten und herrn selbst an sich ziehen*, in der Regel keine großen Gewinne abwerfen; denn gewerbe- und handeltreibende Potentaten seien gehalten, ihre Geschäfte durch *andere verrichten lassen zu müssen, die gemeinlich mehr auf ihren privat- als des herrn nutzen sehen und unter dem schein ihrer herrn dienst die nderthanen gravieren und aussaugen.*

Dessen ungeachtet pries ERHARD CELLIUS, Professor der lateinischen Sprache und der Dichtkunst an der Universität Tübingen, die wohlthätige Wirtschaftsfürsorge des württembergischen Regenten. Mit handwerklich solid gedrechselten Versen suchte er die schöne, weiße, zarte *Leinwaht*, die man zu *aurach* [Urach] *spint und webt*, seinen Zeitgenos-

sen nahezubringen. Auch die Verdienste des Herzogs sollten unvergessen bleiben. Deshalb reimte er:

*Lob sey Hertzogen Friderich
Deß Fürstlich Gnad bearbeit sich
Daß Flachs und Hanff bleib im Landt
Damit sich nehret manche Handt.
Man pflantzts darin / man spints darin /
Man webts hierin / man bleichts hierin /
Man brauchts darin / verkauffts darin /
Ein jeder hat da sein Gewinn.
Preiß sey Gott für dieses Pfandt /
In Hertzog Fridrichs geerbtem Land.*

Dreißigjähriger Krieg, Wiederaufbau der Leinenweberei und Gründung der privilegierten Leinwandhandlungskompagnie

Herzog FRIEDRICH starb 1608. Er hatte Erwartungen gehegt, die hinter dem tatsächlich Erreichten weit zurückblieben. Urachs Weber hofften auf bessere Zeiten. Die friedlosen Jahrzehnte des Dreißigjährigen Krieges waren allerdings nicht dazu angetan, die Erwerbssituation der Uracher Handwerker und Kaufleute wesentlich zu verbessern. Nach der Schlacht bei Nördlingen im August 1634 wurde Württemberg, wie Zeitgenossen berichten, von *Hunger, Pestilenz und Theuerung gleich einem Strohm oder Sündfluth überschwemmet.* Wüst liegende Äcker, verbrannte und ausgeplünderte Häuser bestimmten auch das Bild der damaligen Stadt Urach. Hohe Quartier- und Kontributionslasten brachten Handel und Gewerbe zum Erliegen. Skepsis und Hoffnungslosigkeit lähmten die Tatkraft einer bevölkerungsmäßig stark geschrumpften Bürgerschaft.

Als der Krieg vorbei war, unternahmen Uracher Weber und Kaufleute vielversprechende Versuche, das angeschlagene Leinwandgewerbe wiederum in Gang zu bringen. Das Aufbauwerk, das vornehmlich von der handwerklichen und kaufmännischen Tüchtigkeit einzelner getragen war, ermöglichte die Ausbildung privatwirtschaftlicher Handels- und Verkehrsformen. Als Absatzkrisen auftraten, versuchte man von neuem, mit Hilfe einer zentralen Verkaufsorganisation der Schwierigkeiten Herr zu werden. Im Jahre 1661 wurde denn auch eine *Leinwandhandlungskompagnie* errichtet, welcher Herzog EBERHARD III. das Verkaufsmonopol für die gesamte Uracher Leinwand einräumte. Träger dieser Gesellschaft waren der Herzog selbst sowie die Uracher Kaufleute MÜLLER und KIEFFER, denen die gesamte technische und kaufmännische Leitung des Unternehmens oblag. Der Herzog trat 1676 vom Gesellschaftsvertrag zurück und ermöglichte die



Nach d. Naturgem. v. Joh. v. Eb. Zimminger

Zeichn. v. G. Küstner

Verlag v. Julius Bartsch in Urach

Die Ruinen von Hohen-Urach.

Wir durchschritten ein Tor, auf dessen Stirnseite in bunten Farben das steinerne Wappen der Grafen prangte, und befanden uns im Freien. Am Fuß des langgestreckten Gartenberges führte uns der reinliche Weg entlang, bis wir nach zehn Minuten den kühn vorspringenden Schloßberg erreicht hatten. An einer uralten Buche vorüber zog sich ein steiler Zickzackweg bergauf; erst ging es durch herrliche Buchenbestände, deren Blätter der Herbstwind schon bedeutend gelichtet hatte, dann durch ein Tannengebüsch immer steiler aufwärts. Das heitere Sprechen war verstummt, wir brauchten den Atem zu Notwendigerem, und die Herbstsonne meinte es noch ernstlich. Endlich hörte der Baumwuchs auf, Steingeröll und Felsen zeigten sich und das Tor des Schlosses war erreicht.

Wir standen etwa 800 Fuß über der Talsohle; ein gewölbter Gang wand sich aufwärts bis zu dem ersten Schloßhof, der noch die Reste der ehemaligen Burgkapelle trug. Das Tor, aus massiven Quadern erbaut, welche von dunklem Efeu überwuchert den Angriffen der Zeit Trotz boten, war von der wohlweisen Stadtbrieger mit einer Inschrift versehen worden, welche das Wegnehmen von Werksteinen mit schwerer Strafe bedrohte. Wir hatten vorerst nicht im Sinn, die Schloßreste fortzutragen, sondern stiegen durch einen zweiten gekrümmten Gang zur oberen Terrasse empor, welche mit zerfallenen und verwitterten Überresten von einstigen Wohngebäuden bedeckt war. Hier schieden sich unsere Wünsche; die einen lauschten in das Dunkel zweier Brunnenöffnungen auf dem Hofe und hatten Schatzgräbergedanken, die anderen krochen in die finsternen Löcher hinein, welche als unterirdische Gefängnisse gedient haben mochten, und schauderten; kühne Turner kletterten mit Überwindung der Schwerkraft an dem steinernen Giebel einer stehen gebliebenen Wand empor; noch andere legten sich faul unter das Geäst einer hochragenden Linde, die mitten auf dem Schloßhofe den Triumph der Natur über das Werk von Menschenhand kündete.

Ich aber eilte dem höchsten Punkt der Ruinen zu, der Plattform eines runden, jäh aus dem Abgrund ragenden Turmes, um über die Berge hinweg einen Blick in die ferne Heimat werfen zu können. Nur ein schmaler Streifen der weiten Talebene, begrenzt am Horizont mit Hügelketten, die im blauen Dunst verschwammen, war zu sehen. Dagegen war der Einblick in das Berggewirr mit den schroffen Felszacken auf seinem Scheitel entzückend. Im Hintergrund eines idyllischen Wiesentales wand sich ein silbernes Band die steile Felswand herunter; es war der berühmte Uracher Wasserfall, und der leise West trug sein melodisches Rauschen an mein Ohr.

(ERNST SALZMANN: Hinter Klostermauern. Stuttgart 1903.)

völlige Privatisierung des Unternehmens. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts bestand die Compagnie aus den Uracher Kaufleuten KIEFFER, RAU, STUBER und RHEINWALDT.

Den Gesellschaftern, den sogenannten *Compagnieverwandten*, stand aufgrund des herzoglichen Privilegs das alleinige Aufkaufsrecht für die gesamte ungebleichte Leinwand in Stadt und Amt Urach zu. Eigenes Bleichen und freier Verkauf war den Webern streng untersagt. Nur die Compagnie war befugt, die durch Bleichen und Mangel veredelte Leinwand rechtmäßig in den Handel zu bringen. Weber, die gegenüber der privilegierten Handelscompagnie auf dem Recht des freien Handels beharrten und zu diesem Zweck auch den Widerstand ihrer Zunftgenossen mobilisierten, wurden vom Herzog in Haft gesetzt. Um der Gefängnishaft zu entinnen, sahen sich die «Rebellen» allerdings gehalten, reuevolle Bekenntnisse abzulegen. Sie beteuerten inbrünstig, sie hätten sich nur aus *tieft eingebildeter Not, auch Unverstand und Trutz wider ihren angeborenen Erb- und Landesfürsten um das Ihrige gewehrt*; denn gegen die *Bedrückung durch die Handlung* bestünde nicht die geringste Gewähr, weshalb der Fall eintreten könne, daß sie als wirtschaftlich ruinierte Leute *außer Landes ziehen* müßten.

Die Befürchtungen der Uracher Weber sind zwar nie Wirklichkeit geworden. Dessen ungeachtet entstanden im späten 17. Jahrhundert neue Schwierigkeiten. Die stetige Zunahme der Weber in Stadt und Amt Urach führte zu einer Überproduktion an Leinwand, so daß sich die Handelsgesellschaft außerstande sah, die angelieferten Webstücke samt und sonders zu vermarkten. Was den Absatz der Uracher Leinwand überdies beeinträchtigte, war die Unbeweglichkeit der Weber selbst, die sich nicht entschließen konnten, ihre Erzeugnisse den Bedürfnissen des Marktes anzupassen. Urachs Weber produzierten ein qualitativ hochwertiges Linnen, das ihrem Können alle Ehre machte; in einer Zeit wachsenden Kaufkraftschwundes konnte es aber nur schwerlich das Interesse eines breiteren kaufwilligen Publikums finden.

Zu den marktbestimmenden Faktoren, die den Vertrieb der Uracher Leinwand im guten wie im schlechten nachhaltig beeinflussten, zählten überdies die Ereignisse der großen Politik. Als der Siebenjährige Krieg den Leinwandexport Preußens und Österreichs zum Erliegen brachte, bemühten sich die Uracher Kaufleute mit Erfolg, auf freiwerdenden Märkten Boden zu gewinnen. Das Exportgeschäft war für die Uracher Leinenweber eine Existenzfrage; denn nur ein geringer Bruchteil ihrer Produktion konnte in Württemberg abgesetzt wer-

den. Rohleinwand ging fast ausnahmslos in die Schweiz und nach Italien. Gebleichte weiße Leinwand wurde vorzugsweise nach Frankreich und in die Rheinlande exportiert. Über Genua gelangten Uracher Webstücke nach Südamerika. In Hamburg und Bremen wurde die *weiße, zarte Leinwand* aus Urach nach Nordamerika verfrachtet.

Der Aufschwung, der sich in den fünfziger und sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts abzeichnete, war jedoch nicht von langer Dauer. Die Getreideteuerung zu Anfang der siebziger Jahre verminderte die Kaufkraft der Bevölkerung. Hohe Einfuhrzölle blockierten seit 1791 die Exporte nach Frankreich. Als 1796 NAPOLEONS Truppen in Italien einrückten, fiel auch der italienische Markt aus. Das Leinwandgeschäft in Württemberg machten zugereiste Hausierer, die billige Leinwand aus Schlesien und Sachsen auf den Markt brachten. Urachs Weber sind in dieser Angelegenheit wiederholt bei der württembergischen Regierung vorstellig geworden. Der württembergische Fiskus beharrte jedoch unverdrossen auf dem Flachszehnten, auf Umsatzsteuern, die das Garn und das fertige Gewebe belasteten, auf Ausfuhrzöllen, die gewinnbringende Exporte erschwerten und keinesfalls geeignet waren, die Wettbewerbsfähigkeit der Uracher Weber zu verbessern.

Der Stuttgarter Regierung war das Los der um ihre Existenz ringenden Weber nicht unbekannt. Jahr für Jahr berichteten die herzoglichen Amtleute, daß im Oberamt Urach *großes Elend* herrsche und wieder *eine Anzahl Webermeister* ihr Handwerk eingestellt hätten. Im Jahre 1792 verzichtete die Leinwandhandlungskompagnie auf die Erneuerung ihrer Privilegien. Die stark angewachsene Weberschaft, die weit mehr produzierte, als sich tatsächlich verkaufen ließ, hatte aus dem Handelsmonopol der Compagnie eine lästige Fessel gemacht. Risikofreudige Webermeister nutzten die damals erlangte Handlungsfreiheit, mit ausländischen Abnehmern, insbesondere mit Schweizer Handelshäusern, Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen. Die Leinwandhandlung POMMER & Co., die wichtigste Nachfolgefirma der 1792 aufgelösten Compagnie, machte Anstrengungen, für die Uracher Leinwand im In- und Ausland Käufer zu finden. Der Altmeister der württembergischen Landesgeschichte, CHRISTIAN FRIEDRICH SATTLER, hatte noch 1752 in seiner *Historischen Beschreibung des Herzogthums Württemberg* geschrieben: In der Stadt Urach, an der Alb in einem Thal an der Ermß gelegen, blühet ein schöner Leinwandhandel, der vielen Menschen Vortheil der Nahrung verschafft. Das galt für die Wende vom 18. und 19. Jahrhundert nicht mehr.



Urach um 1900.

Vorindustrielle Armut und die Anfänge der Industrialisierung

Die allgemeine *Störung der Handels- und Gewerbetätigkeit* zu Anfang des 19. Jahrhunderts stürzte breite Bevölkerungsschichten Württembergs in Not und Dürftigkeit. Die Kriegs- und Wirtschaftspolitik NAPOLEONS, restriktive Import- und Zollmaßnahmen der europäischen Wirtschaftsnationen hatten das Gewerbe in Stadt und Amt Urach, insbesondere die Tuch- und Leinenweberei, in eine bedrohliche Krise gestürzt. In ihren «Bemerkungen über die Handelsbilanz 1801/02» stellte denn auch die württembergische Regierung ohne Umschweif fest: *Der Hauptkanal für unsere Leinwand, die Schweiz und Italien war verstopft, ein ziemlicher Mißwachs des rohen*

Stoffs war eingetreten, der Zustand unserer Leinenweber sank bis zur Arbeitslosigkeit herab.

Über die sozialen Verhältnisse in Urach gaben 1817 die dortigen Oberamtleute folgenden Lagebericht: *Die große Mehrzahl der Bürger ist arm; das Städtchen zählt nicht über 500 Bürger [d. h. steuerpflichtige, mit dem Bürgerrecht ausgestattete Familienvorsteher], fast keine reichen, wenig bemittelte, viele unbemittelte, sehr viel arme, bettelarme Bürger. Von 100 Webermeistern kämpft mehr als die Hälfte mit bitterer Armuth, ein weiteres Vierthel ist kaum die Hälfte des Jahres beschäftigt.* Die führenden Uracher Leinwandhändler zogen 1819 folgende Bilanz: *Seit einigen Jahren ruht der Uracher Leinwandhandel und mit ihm das Hauptgewerbe fast gänzlich. Eine ehemals gewerbsame Stadt, so fuhrten sie fort, müsse in die druckenste Armuth gera-*

then, wenn dem Leinwandhandel, der wichtigsten Nahrungsquelle der Uracher Stadtbevölkerung, nicht durch augenblickliche Ergreifung wirksamer, den Zeitumständen angemessenen Maßregeln aufgeholfen wird.

Als Ursache der Krise nannten die Uracher Leinwandhändler exorbitante steuerliche Belastungen seitens der württembergischen Regierung, die französischen Importgesetze, die überhöhten Eingangszölle Bayerns sowie das *gänzliche Einfuhrverbot in die österreichischen Staaten, was unausbleiblich zur Folge habe, daß Württemberg mit dem Auslande nicht mehr concurrieren kann und daher Fabricanten und Weber ihre Geschäfte einstellen müssen, wenn sie nicht wirklich Bettler werden sollen*. Was aber dem württembergischen Textilgewerbe ihrer Auffassung nach am meisten zu schaffen machte, war die *Aufhebung des Continentalsystems* (d. h. die Abschaffung der 1806 gegen England beschlossenen Kontinental Sperre). In England hatte man bereits 1769 einen mechanischen Spinnstuhl erfunden, 1786 einen mechanischen Webstuhl. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts wurde im nordirischen Belfast für die Flachsspinnerei Dampfkraft eingesetzt. Den englischen Linnen und Baumwollerzeugnissen waren die Uracher Produkte weder in qualitativer noch in preislicher Hinsicht gewachsen. In einem Bericht der Uracher Amtleute aus dem Jahre 1827 wird denn auch mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Uracher Leinwandweberei stark zurückgegangen sei, weil die Weber *mit auswärtigen Webereien nicht zu konkurrieren vermögen*. MORITZ MOHL, der 1828 Erwägungen über die «Württembergische Gewerbsindustrie» veröffentlichte, lenkte den Blick auf die zahlreichen *brotlos gewordenen Webern* aus dem Blaubeurer, Heidenheimer, Münsinger und Uracher Oberamt, die *sich in ihren feuchten Kellern für einen Hungerlohn von täglich 12 bis 15 Kreuzern geradezu wassersüchtig arbeiten*. Aus einem solchen Taglohn ergab sich ein Jahreseinkommen von 60 bis 80 Gulden. Das Existenzminimum für einen Fünfpersonenhaushalt lag damals bei 160 bis 200 Gulden.

Wo Übervölkerung, Massenarmut und Ernährungskrisen die Lebensbedingungen eines Landes bestimmten, hätte die bloße Konservierung überkommener Erwerbs- und Wirtschaftsformen wenig gefruchtet. Weiterdenkende Männer vertraten deshalb die Auffassung, daß der weit *gesunkene Nahrungszustand* Württembergs nur durch eine *Hebung des vaterländischen Fabrikwesens* verbessert werden könne. *Bilden wir eine Manufaktur-Bevölkerung*, forderte MORITZ MOHL in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, *und lassen wir diese unser Vieh, un-*

ser Korn verzehren, unsere Wolle verarbeiten, unsere Fabrikate mitkonsumieren, so wird uns geholfen seyn. Württemberg muß mehr als bisher und vielseitiger als bisher ein fabricierender Staat werden.

Als die verantwortlichen Kräfte in Staat und Gesellschaft mit dieser Einsicht Ernst machten, wurde das gesamte Wirtschafts- und Sozialleben Württembergs von Grund auf umgestaltet. In Urach vollzog sich der Übergang von der Werkstätte des zunft- und verlagsgebundenen Handwerkers zur großbetrieblichen Fabrik in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Im Herbst 1837 forderte die württembergische «Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe» eindringlich den Bau einer mechanischen Flachsspinnerei, um der stetig fortschreitenden Expansion der englischen und preußischen Leinenindustrie wirksam entgegenzutreten. In Urach, so meinten die rührigen Gewerbevereiner, sei die Wasserkraft der Erms schon so stark, daß dort mit berechtigter Aussicht auf Erfolg ein solches Fabrikwesen gebaut werden könne. Als sich König und Regierung von Württemberg bereit erklärten, *eine solide Privatunternehmung in der mechanischen Leinenspinnerei mit Staatsmitteln zu unterstützen*, bekundete auch die Züricher Maschinenfabrik ESCHER, WYSS & Co. lebhaftes Interesse, in Urach *sich mit der Gründung einer Musteranstalt für Leinenspinnerei in Württemberg zu befassen*. Württembergs König ging davon aus, daß dieser *Zweig der Gewerbetchnik für die vaterländische Industrie hohes Interesse besitze*; der Züricher Firma lag daran, für ihre Erzeugnisse im süddeutschen Raum einen gewinnbringenden Absatzmarkt aufzubauen.

Die Kontakte zwischen Stuttgart und Zürich verdichteten sich im Februar 1838 zu einem förmlichen Vertrag, durch den sich die «Herren ESCHER, WYSS & Co.» verpflichteten, in Urach einen mustergültigen Betrieb *nach neuestem englischen System* mit 20 Feinspinnmaschinen von je 100 bis 120 Spindeln einzurichten. Die württembergische Regierung gewährte einen Staatskredit in Höhe von 150 000 Gulden bei einer Verzinsung von 2½ Prozent und mit einer Laufzeit von 15 Jahren, der *in Form einer rechtskräftigen Schuldverschreibung mit einer dem 1½fachen Anlehensbetrag gleichkommenden Summe sicherer Effekten* abgedeckt werden mußte. Der Vertragsabschluß bildete gleichsam die Geburtsstunde der Uracher *Maschinenflachsspinnerei*.

Die Anfänge des *Musteretablissemments* berechtigten zu hohen Erwartungen. Im August 1841 konnte ALBERT ESCHER dem württembergischen Finanzministerium mitteilen, daß sich das Uracher Werk *in einer sehr glücklichen Entwicklung befindet*. Die Uracher Erzeugnisse würden an Qualität den engli-

schen in nichts nachstehen; die Arbeiter – es waren damals insgesamt 225, davon ein Drittel Männer und zwei Drittel Frauen – würden *an Zahl und Heranbildung solche Fortschritte machen, daß wir hoffen, das Etablissement im Laufe dieses Jahres in einem durchaus normalen und blühenden Fortgang zu sehen.*

Der projektierte Ausbau geriet jedoch bald ins Stocken. Bereits 1853 gab die Stuttgarter «Centralstelle für Gewerbe und Handel» zu erkennen, daß die Uracher Unternehmer *durchaus keine Lust zu einer weiteren Ausdehnung des Geschäftes in nächster Zukunft* zeigen würden. Eine weitere Vergrößerung des Betriebes sei nur dann zu erhoffen, wenn sich die württembergische Regierung entschlöße, die *Concurrenz der Engländer durch bessere Schutzzölle* niederzuhalten und durch geeignete Maßnahmen für eine Qualitätsverbesserung des württembergischen Flachses Sorge zu tragen. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß der württembergische Flachs zum maschinellen Verspinnen nicht taugte. ESCHER, WYSS & Co. mußten deshalb ihren Flachs aus Belgien einführen, was mit hohen Transportkosten verbunden war und ihre Konkurrenzfähigkeit zwangsläufig verschlechterte. Die nachteiligen Standortbedingungen trugen denn auch ihren Teil dazu bei, daß das Unternehmen nicht durch weitere Investitionen vergrößert wurde. Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts blieb die Zahl der Beschäftigten nahezu konstant. In den Jahrzehnten danach wechselte das Unternehmen mehrfach seinen Besitzer. In den sechziger Jahren wurden die Fabrikationsräume der ehemaligen Flachsspinnerei von der Firma LECHLER aufgekauft und zu einem chemischen Betrieb umgebaut.

Industrielle Entwicklungen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts und ihre Folgen

Die Flachsspinnerei lag am Ermskanal im Nordwesten der Stadt. Um die Wasserkraft der Erms auch vor Eintritt in das Stadtgebiet zu nutzen, wurde 1854 oberhalb der Stadt von der Reutlinger Firma «G. u. A. LEUZE» eine mechanische Baumwollspinnerei und Weberei eingerichtet. 1868 gründete J. P. DEUTSCH & Cie. eine mechanische

Baumwollweberei, die heute von der Firma Gebr. GROSS GmbH weitergeführt wird. Von weitreichender Bedeutung für breite Bevölkerungsschichten von Stadt und Amt Urach war die 1889 gegründete mechanische Kleiderfabrik KEMPEL und LEIBFRIED, die Berufskleidung, Blusen und Schürzen herstellte. Die Fabrik ermöglichte die Beschäftigung von zahlreichen Heimarbeitern und Heimarbeiterinnen in den Alborten. Damals ist auch die Holzwarenindustrie in Urach heimisch geworden. Zwischen 1856 und 1907 entstanden nicht weniger als sieben holzverarbeitende Betriebe, in denen ca. 300 Personen tätig waren.

Die Industrialisierung Urachs machte aus seßhaften, mehr oder weniger selbständigen Handwerkern mobile Fabrikarbeiter, die zwischen Wohnstätte und Arbeitsplatz ihr Leben teilten. Das *System der Fabrikation im Großen* bot einer verarmten Bevölkerung Nahrung und Erwerb; es begründete aber auch für zahlreiche Frauen und Männer, die bis zu 13 Stunden *an eine nicht einen Augenblick rastende, nicht einen Augenblick Erholung oder Unaufmerksamkeit gestattende Maschine gekettet* waren (ROBERT VON MOHL), eine Welt auszehrender Mühsal.

Verantwortungsbewußte Wegbereiter des technischen Fortschritts waren sich des Dilemmas zwischen materieller Existenzsicherung und entseelender Fabrikarbeit durchaus bewußt. Dennoch hielten sie dafür, daß die *härteste Fabrikarbeit immer noch einer Existenz vorzuziehen ist, wo die Menschen bei ärmlichster Kost, die sich nur denken läßt, an Leib und Seele verküppeln* (FRIEDRICH LIST). Den großen Pionieren des Industrialisierungsgedankens ging es nicht um Bereicherung und Profit, um die inhumane Aneignung fremder Arbeitskraft; sie wollten durch die Einführung neuer Betriebs- und Produktionsformen bestehende Notstände aus der Welt schaffen. FERDINAND STEINBEIS (1807–1893), Pfarrerssohn, Volkserzieher und seit 1856 Vorstand der württembergischen «Centralstelle für Gewerbe und Handel», sagte mit der Nüchternheit des weitblickenden Reformers: Industrialisierung bedeute den Versuch, aus der *irdischen Heimath* des Menschen eine *bessere Welt* zu machen.

Nicht in den Residenzen und Universitätsstädten, sondern in den wirtschaftlich mächtigen Reichsstädten und Handelsmetropolen hat sich der frühe Buchdruck in Deutschland am raschesten entfaltet und am nachhaltigsten durchgesetzt. Gerade im deutschen Südwesten läßt sich diese Entwicklung sehr schön beobachten. Fast gleichzeitig wird der Buchdruck 1473 in den Reichsstädten Ulm und Esslingen eingeführt, wobei Ulm von vornherein dazu prädestiniert war, zu einem bedeutenden Druckort aufzusteigen. Etwa Mitte der siebziger Jahre folgte Reutlingen, das im Gegensatz zu Esslingen dann bis ans Jahrhundertende immer einen (seit den achtziger Jahren sogar zwei) Drucker ständig in seinen Mauern beherbergte. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts vermochte hingegen die Grafschaft Württemberg mit ihrem im Vergleich zu den Reichsstädten großen Einzugsgebiet nur für kurze Zeit Drucker anzuziehen. Daß sich der erste Drucker auf württembergischem Territorium ausgerechnet an der Peripherie in Blaubeuren 1475 etablierte, hing sicher mit dem dortigen Benediktinerkloster und seinem kulturell aufgeschlossenen Abt Fabri zusammen, vor allem aber mit der Ausstrahlung der nahen Stadt Ulm, wohin der Blaubeurer Drucker Mancz auch schon nach vier Jahren abwanderte, um dort sein Brot als Buchbinder und Buchführer zu verdienen. Die 1477 gegründete Universität Tübingen mußte mehr als zwanzig Jahre auf einen eigenen Drucker warten. Aber Johannes Otmar, der 1498 in der Hoffnung auf fette Druckaufträge vom benachbarten Reutlingen nach Tübingen übergewechselt war, konnte sich hier nur wenige Jahre halten. Schon 1502 finden wir ihn in dem ungleich attraktiveren Augsburg, wo er und seine Nachkommen noch jahrzehntelang ihre Offizin betrieben.

Urach nimmt als Druckort unter den deutschen Residenzen des 15. Jahrhunderts eine Sonderstellung ein, wenn man einmal von den fürstbischöflichen Residenzstädten absieht. Die Niederlassung eines Druckers an einem abgelegenen und wirtschaftlich unbedeutenden Ort ist ohne fremden Einfluß nicht denkbar. Mit anderen Worten: der Drucker mußte von einem Geld- und Auftraggeber angelockt worden sein. Im Fall Urachs konnte diese Person nur Graf Eberhard im Bart sein, unter dessen Herrschaft seine Residenz Urach einen gewaltigen kulturellen Aufschwung nahm. Skizzieren wir kurz die Situation in Urach in den siebziger Jahren des 15. Jahr-

hunderts. Urach war seit der Landesteilung Anfang der vierziger Jahre Residenz der «Uracher Linie» des Hauses Württemberg. Schon der Vater Eberhards, Graf Ludwig I. (1426–1450), entfaltete hier eine rege Bautätigkeit, die der Sohn fortsetzte. Der Bau des Uracher Schlosses, den Ludwig 1443 begonnen hatte, wurde 1474 abgeschlossen. Auch die Bürger Urachs wurden vom Baufieber angesteckt und erbauten sich Ende der vierziger Jahre ein neues Rathaus. Mitte der siebziger Jahre wurde dann der Bau der Amanduskirche begonnen, zu dessen Finanzierung Papst Sixtus IV. mehrfach Ablässe verkündete, denen der Buchdruck bereits eine weite Verbreitung sicherte und auf die wir noch zurückkommen müssen. Zur Entwicklung des geistigen Lebens in Urach hatte schon die Errichtung einer Lateinschule durch Graf Ludwig I. beigetragen. Seinen Höhepunkt erreichte das höfische Leben in Urach aber erst unter Ludwigs Sohn Eberhard. 1474 feierte dieser im neuen Uracher Schloß glanzvoll Hochzeit mit Barbara Gonzaga aus Mantua. Drei Jahre später gründete er in Tübingen seine Landesuniversität. Nach Urach berief er im selben Jahr die Brüder vom gemeinsamen Leben (kurz «Fraterherren» genannt), die bisher in Süddeutschland noch keine Niederlassungen gehabt hatten. Ihr Prior wurde Gabriel Biel, damals schon in vorgerücktem Alter, den Eberhard sehr schätzte und der zweifellos einen starken Einfluß auf ihn ausübte. Die nun folgenden Jahre bis zur Aufhebung der Teilung des Landes durch den Münsinger Vertrag vom 14. Dezember 1482 und zur Verlegung der Residenz nach Stuttgart wurden zur kulturell fruchtbarsten Zeit Urachs. Die Fraterherren sahen ihre vornehmste Aufgabe in der seelsorgerischen Arbeit durch das geschriebene Wort, wobei die Volkssprache dominieren sollte. Die von ihnen gepflegte Art der Erbauungsliteratur entsprach genau den Neigungen Eberhards. Das Buch stand im Mittelpunkt ihres Wirkens. Die Fraterherren waren der erste Orden, der sich konsequent des Buchdrucks bediente und nach Möglichkeit sogar in eigener Regie betrieb, so in Marienthal im Rheinland, woher Gabriel Biel gekommen war, aber auch in Brüssel und Rostock. Deshalb nimmt es nicht wunder, schon bald nach ihrer Niederlassung in Urach auch hier einen Drucker anzutreffen. Sicher haben sie und an ihrer Spitze natürlich Gabriel Biel, der wenig später seine Schulbücher in der neuen Offizin drucken ließ¹, auf Eberhard im Bart eingewirkt, einen Drucker nach

Urach zu holen. Spätestens 1479 finden wir diesen Drucker in Urach am Werk.

Der Zusammenhang dieser Druckerei mit dem Hof Eberhards im Bart und den Fraterherren um Gabriel Biel ist seit langem erkannt. Schon 1938 schrieb Franz Hammer, der sich damals intensiv mit dem Uracher Frühdruck befaßt hatte², kurz und bündig: «Alles in allem: Der Buchdruck in Urach stellt sich uns dar als gemeinsame Aktion Eberhards und der Brüder vom gemeinsamen Leben, als Ausführung der Bestrebungen der letzteren» (a. a. O. S. 78). Trotzdem sind viele Fragen, die den Uracher Frühdruck betreffen, nach wie vor ungelöst oder umstritten. Für die finanzielle Beteiligung Eberhards (zumindest als Auftraggeber) an der neuen Druckerei, an der wir im Grunde nicht zu zweifeln brauchen, haben wir keinerlei archivalischen Beleg, da ausgerechnet die Landschreiberechnungen der fraglichen Jahre (1478–1482) nicht erhalten sind. Auch über den Drucker Konrad Fyner liegt uns nicht ein einziges archivalisches Dokument vor³. Alles was wir über Fyner wissen, stammt aus den wenigen firmierten Drucken, die er in Esslingen und Urach geschaffen hat. Einer der allerersten Esslinger Drucke Fyners (HC 7807) hat in einem Exemplar der British Library in London (BMC II, 511: IA. 8923) den handschriftlichen Zusatz «per cunradum finer» mit der Jahreszahl 1473. Zwei weitere frühe Esslinger Drucke (GW 2092 und H 1397) nennen im Impressum Fyners Namen und einmal das Druckjahr 1474 (H 1397). Nur in zwei Esslinger Drucken Fyners wird zusätzlich noch Esslingen als Druckort angegeben (H 11885 und 11886). Ohne diese beiden Drucke wüßten wir nicht einmal, daß Fyner überhaupt in Esslingen gedruckt hat. Dagegen nennt uns Fyner in allen vier firmierten Esslinger Drucken seinen Herkunftsort Gerhausen bei Blaubeuren. Ähnlich verhält es sich mit Fyners Wirken in Urach. Erst auf dem Höhepunkt seiner Uracher Laufbahn im Jahr 1481 setzt Fyner in zwei Drucken ein volles Impressum an den Schluß.

Es handelt sich wohl nicht von ungefähr um die neben dem «Buch der Weisheit» (C 1360 und H 4028) bedeutendsten Drucke seiner Offizin, die reich mit Holzschnitten geschmückt sind. Das letzte eindeutige Lebenszeichen Fyners haben wir in seinem deutschen Almanach auf das Jahr 1482 (GW 1363) vor uns, der spätestens Anfang 1482 gedruckt sein kann und auf dem Fyners Name in einem xylographischen Spruchband erscheint. Die aus den erwähnten Drucken entnommenen Fakten ergeben folgendes Bild von Fyners Wirken als Drucker: Konrad Fyner (Feyner) aus Gerhausen bei Blaubeuren

läßt sich von 1473 bis Ende 1477 als Drucker in Esslingen nachweisen. Am 1. Februar 1481 vollendete er in Urach den Druck eines reich illustrierten Plenariums (C 2322; Abb. 1 und 2), dem er im Laufe desselben Jahres noch die ebenfalls reich mit Holzschnitten geschmückte zweibändige deutsche Ausgabe der «Legenda aurea» des Jacobus de Voragine (H 9974) folgen ließ, deren zweiter Teil am 12. November 1481 abgeschlossen war. Der mit seinem Namen versehene Almanach auf das Jahr 1482 zeigt an, daß Fyner Ende 1481 noch selbst in seiner Offizin tätig war.

·L·cxxxvij·

¶ In illo tempe. Dixit ihesus discipulis suis Amen amen dico vobis Nisi manducaueritis carnem Johannis sexto cap.

¶ In der zeit. Sprach der herz ihesus zu semen Jungern. Für war fürwar sag ich euch Nur allem jr essend das fleisch des mē sehen sin vnd erckent sein plüt so werdent jr mit haben das leben in euch/ Welcher jst in einen leib vnd ercket mein plüt der hat das ewig leben. vnd ich wird in erkücket an dem jungsten tag.

¶ Gedruckt vnd volendet zu Urach von
Cunrado feyner an vnser frawen abent
liechtmef Anno ·c·lxxxj·Jare.

Alles, was über diese Fakten hinausgeht, muß aus anderen Indizien erschlossen werden. Das besondere Interesse der Forschung gilt mit Recht dem Wechsel Fyners von Esslingen nach Urach und dem Ende seiner Tätigkeit als Drucker. Zur Untersuchung dieser Fragen kann man verschiedene Hilfsmittel heranziehen. Eines der wichtigsten bleibt nach wie vor das klassische Hilfsmittel der Inkunabelforschung: die Typenuntersuchung und der Typenvergleich. Auch der Inhalt der zu untersuchenden Drucke kann uns manchen wertvollen Hinweis geben. Schließlich ist es hilfreich, wenn man das Ambiente beachtet, in dem die Drucke entstanden sind, und man parallele Vorgänge außerhalb des Buchdrucks nicht übersieht. Über den Zeitpunkt des Umzugs Fyners von Esslingen nach Urach findet man in der Literatur immer wieder widersprüchliche Angaben. Hammer hatte offensichtlich vergessen, daß wir mindestens drei Uracher Drucke haben (C 1762 = Einbl. 1342; GW 4341; GW 9177), die in das Jahr 1479 zurückgehen, als er schrieb: «Vermutlich im Jahre 1479, spätestens 1480, ist der Esslinger Frühdrucker Konrad Fyner nach Urach übergesiedelt» (a. a. O. S. 69). So dürftig und fehlerhaft der kurze Abschnitt über Urach in Ferdinand Geldners Handbuch der deutschen Inkunabeldrucker⁴ auch ist, in der Frage der Übersiedelung Fyners nach Urach hat er den Nagel so ziemlich auf den Kopf getroffen: «Konrad Fyner, der

¶ Nun volget hie nach der anfang an dem ersten sonntag in dē
 aduent die epistel zc. Fratres Scientes quia hora est iam
 nos de somno surgere zc. ad Romanos. xiiij.



¶ Ruder wissent das yeczundt die
 stund ist vō dem schlaff auf zesteen
 wañ nun ist nähner vnser heil dan
 wir gelaubte die nacht ist vergā-
 gen. ab der tag nahet. Darüb sol-
 len wir vō vns werse die werck d
 vnsternuß vnd sollen anthū die
 waffen des liechts. also daz wir in
 dem tag erlichen wandlen. Mit in
 wirtschafften noch i trunckenheit
 nicht in den legerpedten. noch in
 in vn küsch. mit in krieg noch i haß

sunder jr solt anthū den herren ihesum castum

¶ Ewangelium



¶ Cum appropin-
 q̄ssit ihūs iherosoli-
 mā et veisset beth-
 phege ad montē oli-
 ueti zc. math. xxi.

¶ In der zeit da
 Ihesus zu nahet
 der Statt iherusal-
 lem. Vnd kam in
 dz dorf bethphage
 das an dem ölberg
 ligt. do sandt Jhe-
 sus zwen auß semē
 Jügern. vnd sprach
 czu in. Weet hm
 in das castell das

wider euch ist vnd zehand so werdent jr kintē em eblin gebun-
 den vnd jr Junges bey jr. die lösent ab vnd fürent sy mir her. vñ
 redt yemandt do darumb dem sagt der herz bedürff jr. zehandt
 laßt man sy euch. Das geschach darumb dz erfülle wurd dz der
 prophet zacharias an dem. ix. capitel het vor gesagt. Sagēt der
 tochter von syon Sich dem künig kömt senfftmütiglichen sicz
 end auff emer eblin vnd auff jren zungen daz ir vndertänig ist.

1472 (!) bis 1478 in Esslingen als Buchdrucker tätig war, übersiedelte 1478/79 wohl auf Wunsch des Grafen Eberhard nach Urach, das Residenz einer Nebenlinie (!) der Grafen von Württemberg war». Da Fyner nachweislich schon 1479 in Urach gedruckt hat, worauf wir noch zurückkommen, wird er im Laufe des Jahres 1478 Esslingen mit Urach vertauscht haben.

Zur Abgrenzung der Esslinger von den Uracher Drucken Fyners bot sich aus der Sicht der Typenkunde ein scheinbar einfaches Kriterium an. In Esslingen besaß Fyner nachweislich nur zwei verschiedene Typen, die beide durch firmierte Drucke abgesichert sind und die von ihm in Urach angeblich nicht mehr verwendet wurden. Die Schwierigkeiten, die sich bei der Zuschreibung bestimmter Drucke in der ersten Type an Fyner ergaben, betreffen nicht Esslingen und Urach, sondern Esslingen und Straßburg.

Wie die meisten der frühen schwäbischen Drucker hatte auch Fyner sein Handwerk in Straßburg erlernt, wie wir aus seiner ersten Drucktype schließen, die von dem Straßburger Drucker Eggstein stammt. Auf den ersten Blick scheinen Eggsteins und Fyners Typen absolut identisch zu sein, aber es gibt einige minimale, doch charakteristische Unterschiede. Durch die Untersuchungen von Victor Scholderer und Kurt Ohly konnte in diesem Punkt endlich Klarheit erzielt werden⁵. Ein knappes Dutzend früher Fyner zugeschriebener Drucke muß heute Eggstein zugewiesen werden⁶. Dadurch hat sich die Vorstellung, die wir bisher von Fyners Produktion hatten, wesentlich geändert. Die humanistische und volkssprachliche Komponente, die in seiner Uracher Zeit eine so beherrschende Rolle spielt und die in seiner letzten Esslinger Phase hervortreten scheint, verschwindet nun ganz aus seiner Frühzeit.

Die umstrittene Type 1 Fyners begegnet uns nur in seinen Esslinger Drucken. Vor dem Umzug nach Urach hat er sie endgültig abgelegt. Um 1475 legte er sich dann eine zweite unverwechselbare Type (Type 2) zu, die außer in dem einen Druck (HC 9335), in dessen Impressum sich ein Johannes Hug von Göppingen nennt, der wahrscheinlich mit Fyner kurze Zeit liiert war, bei keinem anderen Drucker vorkommt. In dieser Type sind auch die beiden Drucke hergestellt, in deren Impressum Esslingen ausdrücklich als Druckort genannt ist. In der einschlägigen Literatur wurde deshalb nie bezweifelt, daß alle in dieser Type gedruckten Bücher aus Esslingen stammen. Da alle eindeutig in Urach entstandenen Drucke Fyners in einer neuen charakteristischen Type (Type 3) gedruckt sind, galt und gilt

immer noch die Faustregel, daß alle in Type 2 hergestellten Drucke in Esslingen die Presse verließen. Hier sind ernste Zweifel anzumelden. Schon Ohly hatte in seiner Übersicht der Esslinger Drucke (a. a. O. S. 126) bei dieser Type 2 drei verschiedene Zustände unterschieden, von denen der dritte mit Sicherheit der späteste war. In diesem dritten Zustand weist die Type einen geringfügig kleineren Kegel auf. Bei 20 Zeilen, der erprobten Maßeinheit der Typenforschung, ergibt sich eine Differenz von 5 mm (115 statt 120 mm). Unter den Drucken mit Type 2 im dritten Zustand befindet sich auch der «Stern des Meschiah» von Petrus Nigri, der letzte voll firmierte und datierte (20. XII. 1477) Esslinger Druck (H 11886). In diesem Druck kommt aber auch noch die alte Esslinger Type 1 vor, die Fyner vor dem Umzug nach Urach definitiv aufgab. Die Drucke in Type 2 im dritten Zustand, die auch noch Teile in Type 1 aufweisen, sind sicher noch in Esslingen entstanden. Es bleibt eine Gruppe von Drucken zurück, die bis auf einen alle deutschsprachig sind und die ganz in Type 2 im dritten Zustand gedruckt sind. Bei diesen Drucken ist ernsthaft zu bezweifeln, ob sie noch in Esslingen gedruckt wurden. Inhaltlich passen sie genau zu der Richtung, die Fyner in Urach einschlug. Einige Drucke können frühestens Ende 1478 entstanden sein (zum Beispiel GW 2537 und H 204), so daß man sich fragen muß, wie Fyner so kurz vor der Wiederaufnahme seiner Druckerei in Urach diese Drucke noch in Esslingen bewerkstelligen konnte. Es gibt eine Reihe von Indizien, die dafür sprechen, daß diese Drucke – darunter auch die «Translatzen» des Niklas von Wyle (H 16224), die scheinbar so gut zu Esslingen passen – bereits in Urach entstanden sind.

Beginnen wir mit inhaltlichen Gesichtspunkten. Die mit Sicherheit aus Esslingen stammenden Drucke Fyners sind ausnahmslos theologischer Natur, wobei (ähnlich wie in Ulm) der starke Einfluß der Dominikaner nicht zu übersehen ist. Das gilt auch für den deutschsprachigen «Stern des Meschiah» (H 11886) des Dominikaners Petrus Nigri, bei dessen Druck Hammer (a. a. O. S.80) bereits den Einfluß Eberhards im Bart aus antisemitischen Motiven zu verspüren meinte. Auffällig ist außerdem die relativ hohe Zahl von Kölner Autoren unter Fyners Esslinger Drucken. Victor Scholderer hat mit Recht darauf hingewiesen, daß der Druck der Kölner Autoren wahrscheinlich durch den aus Esslingen stammenden Kölner Theologen Ulrich Kreidenweiß veranlaßt wurde.⁷ Die deutschsprachigen theologischen Büchlein, die Fyner am Ende seiner Esslinger Zeit noch dort gedruckt haben soll, wie

zum Beispiel das «Büchlein von der Liebe Gottes» (GW 5687) oder die deutsche «Ars moriendi» (GW 2580), passen ebenso wie die humanistischen Übersetzungen eines Wilhelm von Hirnkofen (GW 2537 und H 204) weit besser zu dem von den Fraterherren und von Eberhard im Bart bestimmten Uracher Programm als zu Esslingen. Und wie steht es mit den «Translatzen» Niklas von Wyles? Seit seiner Nacht-und-Nebel-Flucht aus Esslingen im Jahr 1469 war er dort «persona non grata». Auch vorher scheint er die humanistische Gesinnung seiner Esslinger Brötchengeber nicht besonders hoch veranschlagt zu haben. Trotz zwanzigjährigem Aufenthalt in Esslingen fand er dort keine einzige Persönlichkeit, der er eine seiner «Translatzen» hätte widmen können, während er Eberhard im Bart drei und dessen Mutter Mechthild sogar vier seiner Übersetzungen dediziert hatte. Vor der von Fyner gedruckten Gesamtausgabe der «Translatzen» von 1478/79 waren von vier «Translatzen» Einzelausgaben erschienen, keine davon, wie man sich denken kann, in Esslingen. Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Ulm waren die Druckorte. Esslingen kam für Niklas von Wyle wohl nicht in Frage. Aber auch für Fyner wäre es wahrscheinlich nicht ratsam gewesen, in der Höhle des Löwen die Werke des abtrünnigen einstigen Stadtschreibers zu drucken⁸. Am Schluß der «Translatzen» hatte Niklas von Wyle am 18. Februar 1478 angekündigt, er werde «das latine aller miner translacionen vnd tütschungen» bis zum Herbst dieses Jahres («bis michahelis nechst») drucken lassen⁹. Einen Teil dieses Versprechens löste er ein, indem er die Briefe seines verehrten Freundes Enea Silvio Piccolomini (Pius II.) in Druck gab. Den Druckauftrag gab er an Michael Greyff in Reutlingen, der ihn im Sommer 1478 ausführte, zu einer Zeit, als Fyner seine Zelte in Esslingen bereits abgebrochen, aber in Urach noch nicht wieder aufgebaut hatte¹⁰.

Glücklicherweise haben wir aber auch einige handfeste Belege dafür, daß Fyner seine Esslinger Type 2 in ihrem letzten Zustand nach Urach mitnahm und sie auch dann noch eine Zeitlang als Auszeichnungsschrift benutzte, als die neue Uracher Texttype (Type 3), die die alten Esslinger Typen ersetzen sollte, bereits einsatzfertig war. Bis jetzt sind mir drei Drucke bekannt, in denen beide Typen – die alte Esslinger Type 2 und die neue Uracher Type 3 – vorkommen. Zwei davon sind Einblattdrucke, für die es einen «terminus post quem» gibt:

1) Die Bulle Papst Sixtus IV. vom 22. Juni 1479, durch die der Ablass zum besten der Amanduskirche in Urach verlängert wurde (Einbl. 1342 = C 1762),

2) Gabriel Biels Verkündigung der Bulle vom 22. Juni 1479, die am 5. Oktober 1479 in Tübingen erfolgte (Einbl. 451 = GW 4341)¹¹.

Am interessantesten in unserem Zusammenhang ist aber der «Manipulus curatorum» des Guido de Monte Rocherii (Rotherii) (H 8158), der in allen einschlägigen Katalogen und Bibliographien noch zu den Esslinger Drucken Fyners gezählt wird, da er ganz in Type 2 (im dritten Zustand) gedruckt scheint. Gegen Ende des 130 Blatt starken Bandes unterließ jedoch dem Setzer ein folgenschwerer Fehler, der unseren Recherchen zugute kam. Aus Versehen ließ er bei Blatt 115b in der Vorlage eine Seite aus. Der Fehler wurde noch rechtzeitig vor dem Druck bemerkt; aber der Rest der betreffenden Lage war bereits gesetzt. Um nicht die ganze Lage neu setzen zu müssen, wurde nur Bl. 115b in breiterem Schriftspiegel und mit der viel kleineren neuen Uracher Type 3 erneuert. Die Wahl eines nicht Register haltenden breiteren Schriftspiegels und einer kleineren Type erlaubte es, den ausgefallenen Text auf ein- und derselben Seite unterzubringen. Hier haben wir es mit einem der Bücher in Type 2 im dritten Zustand zu tun, die bereits ganz in Urach gedruckt wurden, wie die Korrektur durch die neue Uracher Type beweist.

Der Beginn der Uracher Druckerei Fyners läßt sich auch an den von Eberhard im Bart ausgehenden «Amtsdrucksachen» und an den mit dem Uracher Kirchenbau zusammenhängenden kirchlichen Drucksachen ablesen. Seine erste «Amtsdrucksache», einen aus Urach vom 18. Oktober 1476 datierten Brief an Herzog Sigmund von Österreich, ließ Eberhard im Bart bei Michael Greyff in Reutlingen drucken, für den es sicher einer der ersten Druckaufträge war (GW 9174). Die Gründung der Universität Tübingen wurde im Sommer 1477 durch einen Einblattdruck des Blaubeurer Druckers Konrad Mancz bekanntgemacht (GW 9175). Mancz durfte auch ein vom 15. Februar 1478 datiertes längeres Schreiben Eberhards an die Eidgenossenschaft drucken (GW 9176). Die nächsten drei Schreiben Eberhards, die im Druck erschienen und die vom 2. 11. 1479, 10. 12. 1479 und 5. 1. 1480 stammen (GW 9177–9179), wurden bereits von Fyner in Urach gedruckt. Leider haben wir dann erst wieder im Jahr 1488 einen von Eberhard veranlaßten Druck, der in Ulm herauskam (GW 9180). Die mit dem Bau der Amanduskirche in Urach zusammenhängenden verschiedenen Bullen Papst Sixtus IV. wurden sofort im Druck verbreitet, sei es in Form der Bulle selbst oder des «Summarium bullae». Gleichzeitig wurden entsprechende Ablassbriefe gedruckt. Auch da bietet sich ein ähnliches Bild wie bei den «Amts-

drucksachen» Eberhards im Bart. Die ersten Drucke stammen von Mancz in Blaubeuren (Einbl. 1438–1439), dann folgen Drucke aus Reutlingen, die nach dem 11. 7. 1478 entstanden sein müssen (Einbl. 1336 und 1440). Aber schon die Verlängerung des Ablasses zum besten der Amanduskirche durch Sixtus IV. vom 22. 6. 1479 wurde in Fyners neuer Type in Urach gedruckt, wobei die Esslinger Type 2, wie wir oben sahen, noch als Auszeichnungsschrift fungierte.

Aufgrund der oben zusammengetragenen Indizien dürfen wir den Anfang der Uracher Druckerei Fyners weit in den Anfang des Jahres 1479 heraufrücken, wenn nicht schon an die Wende von 1478 auf 1479. Fyner benutzte zunächst wahrscheinlich noch die Esslinger Type 2 in ihrem dritten Zustand. Als erstes druckte er wohl die oben genannten deutschsprachigen Texte, allen voran die «Translatzen» Niklas von Wyles, bei denen der Autor, dessen Ende nahe war, drängte. Die Eile erklärt auch das Fehlen von Illustrationen, die den «Translatzen» sonst wohl angestanden hätten¹². Während die ersten Uracher Drucke noch in der alten Type in die Presse kamen, besorgte sich Fyner eine neue charaktervolle Schrift, die in der Größe seiner abgelegten ersten Esslinger Type entsprach, aber sehr viel moderner und anspruchsvoller war. Diese Type wurde 1479 und 1480 in einer Reihe nichtillustrierter Drucke erprobt. Daneben wurden die großen illustrierten Drucke vorbereitet, die 1481 dann hintereinander erschienen. Die hohe Qualität sowohl der eigentlichen Illustrationen als auch des übrigen Buchschmucks und vor allem der Zierleisten (siehe Abb. 1) gemahnt an Ulmer Meister. Wirft man einen kurzen Seitenblick auf die Ulmer Verhältnisse in diesen Jahren, dann wird die Ulmer Herkunft dieser Holzschnitte noch plausibler. Der Ulmer Erstdrucker Johannes Zainer war 1478 durch den Tod seines Geldgebers und Hauptautors Dr. Heinrich Steinhöwel, mit dessen Unterstützung er in den Jahren zuvor eine einzigartige Folge illustrierter Bücher geschaffen hatte, in eine ernste Krise geraten, von der er sich nie mehr richtig erholte. Der zweite Ulmer Drucker, Konrad Dinckmut, war um diese Zeit noch nicht in der Lage, in die Fußstapfen Zainers zu treten. In dieser Situation übernahmen die leistungsfähigen Ulmer Reißer und Formschneider sicher gern Aufträge aus der Nachbarschaft, wie sie Fyner mit dem Plenarium, der «Legenda aurea» und dem Buch der Weisheit zu bieten hatte.

Ähnlich umstritten und unklar wie die Anfänge der Fynerschen Offizin in Urach ist auch ihr Ende. Wir haben oben schon darauf hingewiesen, daß Fyner selbst nur bis Ende 1481 als Drucker nachzuweisen

ist. Einige Indizien sprechen dafür, daß schon 1482 ein Bruch in der Entwicklung seiner Offizin eingetreten ist. In der Neuauflage des Buchs der Weisheit (H 4028) wurde das in den Initialen der Kapitelanfänge verborgene Akrostichon «EBERHARD GRAF Z WIRTENBERG ATTEMPTO» nicht mehr beachtet und folglich verstümmelt. 1482 legte Johann Otmar in Reutlingen zusammen mit seinem Partner Conrad Schlafer das Fynersche Plenarium von Anfang 1481 wieder auf und konnte sich für den letzten Teil sogar der Originalholzstöcke Fyners für die Abbildungen bedienen. Andererseits tauchen in der Uracher Offizin kurz vor ihrem Ende drei neue Typen auf, die eigentlich nicht auf einen Zusammenbruch hindeuten. Das Ende der Uracher Offizin kam mit Sicherheit durch die Übersiedlung des Uracher Hofes nach Stuttgart im Frühjahr 1483. Die Druckerei scheint dem Hof gefolgt zu sein, denn ab 1483 tauchte in den heute leider verlorenen Stuttgarter Steuerbüchern ein namenloser Buchdrucker auf, der wahrscheinlich mit einem Hans Schäffer von Urach identisch ist¹³. Dieser Hans Schäffer wiederum könnte mit dem späteren Ulmer Drucker Schäffler identisch sein. Sicher ist jedenfalls, daß sich Konrad Fyners Spur schon in Urach verliert.

Anmerkungen

¹ Siehe seine «Ars grammatica» (GW 4329) und «Regula puorum» (GW 4338). – Im folgenden werden Inkunabeln immer mit den Abkürzungen der einschlägigen Bibliographien und Kataloge zitiert, also H, C, R, GW, BMC, Einbl. für Hain, Copinger, Reichling, Gesamtkatalog der Wiegendrucke, usw.

² Siehe FRANZ HAMMER: Das Verhältnis Eberhards zur Presse des Konrad Fyner (in: Graf Eberhard im Bart von Württemberg im geistigen und kulturellen Geschehen seiner Zeit. Stuttgart 1938, S. 67–82).

³ Im Stadtarchiv Reutlingen hat sich ein Fragment einer Pergamenturkunde erhalten, die früher als Umschlag des Spitalzinsbuchs von 1489 diente, in der ein Conrad Finer im Zusammenhang mit einer Ahlenschmiede zu Rottweil erwähnt wird. Leider fehlt die ganze rechte Hälfte der Urkunde mit dem Datum. Einer der Siegler ist der Reutlinger Richter Wernher Urach, der von 1469 bis Ende der siebziger Jahre häufig in Urkunden nachzuweisen ist. Auch einige der erwähnten Personen tauchen in den siebziger Jahren noch in anderen Urkunden auf. Ebenfalls im Reutlinger Stadtarchiv befindet sich ein Zettel aus dem Jahr 1516, in dem von einer Agnes Finerin, der Tochter des verstorbenen Conrad Finer und seiner Frau Engla Gerstlin zu Reutlingen die Rede ist. Ob die beiden Conrad Finer mit dem Drucker identisch sind, läßt sich nicht nachweisen.

⁴ FERDINAND GELDNER: Die deutschen Inkunabeldrucker. Bd 1, Stuttgart 1968, S. 228 f.

⁵ Siehe VICTOR SCHOLDERER: Notes on the incunabula of Esslingen (in: Gutenberg-Jahrbuch 1950, S. 167–171) und KURT OHLY: Eggestein, Fyner, Knoblochster. Fortsetzung und Schluß (in: Gutenberg-Jahrbuch 1962, S. 122–135).

⁶ Siehe OHLY, a. a. O. S. 125: Gruppe B und C. Die Umgruppierung dieser Drucke nach Straßburg wurde durch die Untersuchung des Papiers bestätigt, die GERHARD PICCARD auf meinen Wunsch vor einiger Zeit durchgeführt hat. Wie immer sei ihm herzlich für seine unschätzbare Hilfe gedankt.

⁷ SCHOLDERER a. a. O. S. 171. Die engen Beziehungen, die zwischen Kreidenweiß in Köln und seiner Heimatstadt Esslingen

bestanden, lassen sich archivalisch belegen. Siehe dazu jetzt auch OTTO BORST: Buch und Presse in Esslingen am Neckar. Esslingen 1975, bes. S. 81–84 und 151–153. (Die beiden Kapitel in BORSTS Buch, a. a. O. S. 121–158, in denen vom Esslinger Frühdruck die Rede ist, machen leider über weite Strecken einen sehr unsicheren Eindruck, nicht zuletzt weil der Verfasser die auf typenkundlichen Voraussetzungen basierenden Erkenntnisse OHLYS und SCHOLDERERS nur halbherzig akzeptierte.)

⁸ NIKLAS VON WYLE muß der Teufel geritten haben – oder wollte er nur die Esslinger Stimmung sich gegenüber testen? –, als er nur kurze Zeit vor seinem Tod den Esslinger Rat um die Gestellung eines Wagens bat. Die Bitte wurde ihm mit Schreiben des Rats vom 27. Febr. 1479 höflich, aber unmißverständlich abgelehnt (siehe Stadtarchiv Esslingen Missivenbuch 8, 1474–1481, Bl. 185a). Siehe dazu auch ERWIN HAFFNER: Neues von Nicolaus von Wyle (in: Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1925, Nr. 6 vom 23. Juni, S. 120–122).

⁹ Siehe NICLAS VON WYLE: Translationen. Hrsg. durch Adelbert von Keller. Stuttgart 1861 (= Bibliothek des Litterarischen Vereins. 57), S. 364.

¹⁰ Die von NIKLAS VON WYLE besorgte Ausgabe der Briefe Enea Silvios (H 160) gilt allgemein als Straßburger Druck. Nach KONRAD HAEBLERS Meinung war sie «eher vor als nach 1473» entstanden. Manche hielten sie für noch wesentlich älter und rückten sie weit in die sechziger Jahre hinauf. Die Verwirrung um diesen Druck spiegelt sich noch bei OTTO BORST, der an einer Stelle (a. a.O. S. 106) schreibt, er sei «frühestens 1464, wahrscheinlich aber um 1470, in Straßburg» erschienen, an einer anderen (S. 116) aber, Wyle habe die Briefe «um 1478» «(vielleicht) bei Adolf Rusch in Straßburg» in Druck gehen lassen. Schon vor Jahren habe ich zweimal (allerdings nur in Zei-

tungsartikeln) darauf hingewiesen, daß diese Ausgabe 1478 in Reutlingen gedruckt wurde. Dafür gibt es zwei gewichtige Indizien: 1) Die Ausgabe ist auf Reutlinger Papier gedruckt, das in Straßburg nicht verwendet wurde (Mitteilung von GERHARD PICCARD), 2) Das Exemplar der British Library in London (BMC II, 575) der von Michael Greyff nach dem 17. 6. 1478 gedruckten Bulle Sixtus IV. über Streitigkeiten unter Klerikern (vor allem in Esslingen) weist auf der letzten Seite als Stützsatz sieben Zeilen in Blindabdruck aus H 160 auf. (Der Druck der vor allem Esslingen betreffenden Bulle des Papstes in Reutlingen nach dem 17. 6. 1478 ist übrigens ein weiteres Indiz, daß Fyner um diese Zeit seine Werkstatt in Esslingen schon geschlossen hatte.) Die Verwirrung um den kirchlichen Druckort der Briefe des Enea Silvio kam zustande, weil Greyff wie Fyner Typen aus Straßburg bezogen hatte. In diesem Fall verwendete er die Type mit dem bizarren R von Adolf Rusch.

¹¹ Im Gesamtkatalog der Wiegendrucke wurde dieser Druck wegen der Verwendung der Esslinger Type 2 neben der nur Uracher Type 3 fälschlicherweise noch nach Esslingen gelegt. Im Manuskript des GW wurde dieser Fehler korrigiert.

¹² Die «Translatzen» wurden übrigens auf ostfranzösischem Papier gedruckt, das etwas aus dem Rahmen der sonst von Fyner benutzten Papiere fällt. Wahrscheinlich liegt hier Lieferung durch den Auftraggeber (Niklas von Wyle?) vor. Den Papierbefund verdanke ich GERHARD PICCARD (siehe oben Anm. 6).

¹³ Die spärlichen archivalischen Belege zum Stuttgarter Frühdruck hat schon im vorigen Jahrhundert KARL STEIFF in einem immer noch sehr anregenden Aufsatz im Centralblatt für Bibliothekswesen (Jg. 3, 1886, S. 465–480) zusammengetragen: Beiträge zur ältesten Buchdruckergeschichte. 3: Untersuchungen über die ersten Anfänge des Buchdrucks in Stuttgart.

Mörikes Lob der Alb

Hans Wittmann zum 70. Geburtstag

Das Lob einer Landschaft erhält sie lebendig. Das klingt vielleicht wirklichkeitsfremd in einer Zeit, wo Landschaft zu Umwelt geworden ist, die geschützt werden muß. Aber könnte sie denn zerstört werden, wenn nicht die Zerstörenden das Gefühl für sie verloren hätten, und geschützt, wenn nicht die Schützenden einen Rest des Gefühls bewahrt hätten?

Eine Landschaft richtig zu loben, ist schwierig. Empfindung, die wohlfeil ist, umgibt sie mit einem Dunstschleier, und der Blick, der auf Genauigkeit geeicht ist, läßt sie zur Fotografie erstarren. Genauigkeit müßte empfindbar sein und Empfindung genau, und das heißt: Distanz ist vonnöten und Einfühlung, nicht eines von beiden.

Kaum einer hat es verstanden, eine Landschaft zu loben, wie EDUARD MÖRIKE. Er erlebte seine Heimat wie ein Fremder und verwandelte Ortskenntnis in die heitere Schwerelosigkeit von Poesie. Nicht soll hier die Rede sein von den Zyklen *Bilder aus Bebenhausen* und *Idylle vom Bodensee*, auch nicht von den Gedichten *Am Rheinfall* und *Besuch in Urach*. Eingegangen werden soll vielmehr auf zwei Prosastellen, die sich leicht überblättern lassen, beide bezogen

Reinbert Tabbert

auf die Schwäbische Alb. Die eine findet sich im Anfangsteil der 1852 erschienenen Erzählung *Das Stuttgarter Hutzelmännlein*, die andere in einem Brief an die Verlobte Luise Rau vom 22. Januar 1832.

Im ersten Text wird die Alb dargestellt durch die Augen eines Schustergesellen, der von seinem Heimatort Stuttgart aufgebrochen ist, um ein Stück der Welt kennenzulernen. Was hier vorliegt, ist ein Lob der schwäbischen Berge, das in seinem Bezug auf den Helden der Geschichte zwar dessen Wanderung für einen Augenblick zum Stillstand bringt, aber nicht den Strom der erzählenden Prosa.

Sein Sinn war allermeist auf Augsburg oder Regensburg gerichtet, denn diese Städte hatte er vor manchen andern rühmen hören; zuvörderst wollte er aber nach Ulm.

Mit großen Freuden sah er bald von der Bempflinger Höhe die Alb, als eine wundersame blaue Mauer ausgestreckt. Nicht anders hatte er sich immer die schönen blauen Glasberge gedacht, dahinter, wie man ihm als Kind gesagt, der Königin von Saba Schneckengärten liegen. Doch war ihm wohl bekannt, daß oben weithin wieder Dörfer seien, als: Böhringen, Zainingen, Feldstetten, Suppingen, durch welche sämtlich nacheinander er passieren mußte.

Den Schustergesellen zieht es fort zu den großen Städten, die er von den Leuten hat rühmen hören.

Aber bei allem gesellschaftsvermitteltem Drang in die Ferne verweilt er schon bald nach dem Aufbruch (schwer vorstellbar bei einem heutigen Reisenden), um die Schönheit der nächsten Umgebung auf sich wirken zu lassen. Der Sinn ist nicht so starr gerichtet, als daß er dem Gefühl, der Freude über den gegenwärtigen Eindruck, keine Freiheit ließe.

Die Beobachtung der Alb als einer blauen Mauer ist von einer empfindbaren Genauigkeit und wird begleitet von einem Gefühl des Wundersamen, das nicht verschwommen ist, da es sogleich expliziert wird. Die Assoziation holt zu dem, was dem Blick sich objektiv entgegenstellt, die Erinnerung an ein Traumbild der Kindheit, das seinerseits von einer märchenhaften Erzählung ausgelöst wurde. Gegenwart und Vergangenheit, Beobachtung und Erinnerung, Realität, Traum und Dichtung werden einen Augenblick lang eins, so daß dieser Augenblick im Angesicht einer Landschaft als so transparent erscheint wie die Glasberge, auf die der Gedankenstrom hinführt. In dem Bild von den Schneckengärten der Königin von Saba (dieser komprimierten Sinnlichkeit von Reichtum und Genuß, Augenweide und Duft) scheint sich der Verweilende ganz der Verlockung lustvoller Fantasie hinzugeben. Doch so leicht, wie sie sich einstellt, schwindet sie wieder. Die Erinnerung an eine ferne Märchenwelt – fern sowohl in der eigenen Biographie als auch in der imaginären Topographie – weicht der wirklichkeitsorientierten Memorierung schwäbischer Dorfnamen durch einen im guten Sinne des Wortes gesunden Menschenverstand. Mit dem Gedanken an die genannten Dörfer setzt der Handwerksbursche die Reise fort, über die gegenwärtige Lust nicht die bevorstehende Anstrengung vergessend und über die Reize, denen das Kind nachgab, nicht die Ziele, die der gereifere Sinn sich selbst gesteckt hat.

Von der Alb scheint in der Passage recht wenig gesagt zu werden: sie gleicht einer wundersamen blauen Mauer, und auf ihrer Höhe liegen die Dörfer Böhringen, Zainingen, Feldstetten und Suppingen. Aber wie poetisches Bild und geographische Information, vermittelt durch ein gleichermaßen sensibles und robustes Gemüt, miteinander verschmolzen werden, das macht diesen Text zu einem Lob der Alb, das durch ein Mehr sowohl an Tatsächlichkeit als auch an Poesie nur abgeschwächt würde. Das zweite, noch vielfältigere Lob der Alb, das angeführt werden soll, ist nicht durch das Medium einer fiktiven Gestalt artikuliert. Der Autor äußert es selbst, ohne jede Maske, nicht für das unbekanntes Publikum eines gedruckten Buches, sondern für

eine einzige, geliebte Leserin, die Braut. Zu Beginn des Jahres 1832 übernahm MÖRIKE eine Stelle als Pfarrverweser in Ochsenwang. Am 22. Januar schildert er der Braut, deren Besuch er in Bälde erwartet, in einem begeisterten Brief die ersten Eindrücke der neuen Umgebung. Der Standort des Betrachters, im ersten Text im Vorland der Alb, liegt in diesem oben am Rande der Hochfläche.

Der längste Abschnitt des Briefes läßt sich, ohne daß es Verständnisschwierigkeiten gäbe, als ein in sich geschlossener Text herauslösen.

Noch hab ich nicht die deutlichste Vorstellung von der Gegend und dem Dorf, das mich umgibt: ich kenne eigentlich nur diese hellen, geweißten Stübchen, die sich mir schon ganz zu eigen gemacht haben, und die nächste Aussicht von den Fenstern; ich weiß nur, daß ich unter treuherzigen, zutraunsvollen Menschen wohne, die ich, wie eine kleine Herde, bald werde überzählt haben; aber was mir ein ganz besonderes stärkendes Gefühl gibt, das ist, wenn ich mich recht verstehe, der zwar noch unsichere, aber ungeheure Begriff von der atmosphärischen Höhe, worin ich mich befinde. Es fehlte wenig, so könnt ich mir einbilden, ich sitze auf dem Hospitium vom Sankt-Bernhard in einer warm geheizten Zelle oder im Knopf eines Münsters, nur daß ich nicht über die Plattform hinaussehe. Aber dem Reiher, dessen luftgewiegte Brust sich einer ganzen Welt mächtig fühlt, wenn er sich nun auf sein Felsenest niederläßt, muß es sein wie mir! Eine Ahnung des Lieblichen, was unter meinen Bergen, und des Schaurig-Großen, was um mich liegt, hatt ich beim Herauffahren. Einen prächtigeren Wechsel, als vom Breitenstein aus sich auftut, kann es nicht geben. Es ist nur ein kleiner Gang von meinem Hause aus dorthin. Wie ausgelassen selig wollen wir beide uns mit Augen in dieses Meer der Landschaft stürzen! Ich fühle schon vom Zimmer aus, wie lieblich kontrastierend die Beschränkung dicht an eine wahre Unendlichkeit grenzt, wie nur ein Schritt von jener zu dieser ist.

Der Erlebende dieses Textes ist von dem umgeben, was der des anderen in der Ferne vor sich hatte. Jener sah, dieser hat eine Vorstellung, die – wie er selber sagt – noch nicht die deutlichste ist. Wäre sie es, so bliebe wahrscheinlich den Empfindungen sehr viel weniger Raum. Was er aber anführt an schon Wahrgenommenem und dabei Empfundene, kann einem Lesenden keineswegs als undeutlich erscheinen.

Es entfaltet sich gleichsam in konzentrischen Kreisen, wie sich *Umgebung* natürlicherweise darbietet – im Unterschied zu der linearen *Begegnung* des ersten Textes: von der Kammer, in der der Briefschreiber sitzt, geht der Blick nach draußen. Dort löst das Wissen das Sehen ab: er weiß sich als Pfarrer – auch hier die Vorstellung des Kreises – von ihm vertrauenden Menschen umgeben. Das traditionelle Bild des Hirten, der auf seine Schafe hinablickt, leitet dann über – einen weiteren Kreis hinzufügend, der nun auch die Landschaft ins Spiel bringt – zu dem Gefühl großer atmosphärischer

Höhe. Die Ausweitung der Kreise ist bemerkenswert: zuerst das Ich in dem Raum, der sich ihm *ganz zu eigen gemacht* hat, dann draußen in seiner beruflichen Stellung in der Gesellschaft, und schließlich beide Kreise umschlossen von der Landschaft. Deren Bedeutung ist schon an dieser Zuordnung zu Ich und Gesellschaft ablesbar, zusätzlich aber noch an den emphatischen Ausdrücken *ein ganz besonderes stärkendes Gefühl* und *der ungeheure Begriff von der atmosphärischen Höhe*. Hinsichtlich der Beziehung des Ichs zu den drei unterschiedlichen Formen von Umgebung fällt eine charakteristische Abstufung auf: vom Kennen über das Wissen zum Gefühl. Der persönliche und der gesellschaftliche Kreis werden rational ausgemessen, jenseits dieser Menschenwelt, dort wo die Natur aus eigener Kraft wirkt, tritt an die Stelle des agierenden Verstandes das reagierende Gefühl. Dabei ist aber Reaktion kein Ausdruck von Schwäche, im Gegenteil: der Begriff von Höhe gibt ein ganz besonderes, ja *stärkendes Gefühl*.

Bilder der Fantasie lassen dieses Gefühl, ausgelöst durch erlebbare Landschaft, auf spielerische Weise anschaulich werden. Der Schreibende vergleicht seinen Sitz mit einer Zelle des Hospitiums vom Sankt-Bernhard und mit dem Knopf eines Münsters, jeweils die drei genannten Kreise der Umgebung durch Assoziation wiederholend: enger Raum, kirchlich-gesellschaftliches Umfeld und den Elementen ausgesetzte Höhe. Das dritte Bild, die Vorstellung von dem luftgewiegten, einer ganzen Welt sich mächtig fühlenden Reiher, ist ausschließlich der Natur vorbehalten und verlagert überdies den Bezugspunkt vom betrachtenden Ich zum naturhaften Vergleichsobjekt: so erklärt sich das Ich der Natur zueigen.

Die Vorstellungskomponente von dem Niederlassen des Reihers im Felsennest ruft die Erinnerung an die Herfahrt zum eigenen Aufenthaltsort wach, holt jüngst Vergangenes ins Gegenwärtige. In der Gegensätzlichkeit von Lieblichem und Schaurig-Großem, bezogen auf Unterland und Oberland, wird der Eindruck der Landschaft auf einen empfindbaren Begriff gebracht und erhält dann mit der Nennung des Breitensteins (hier zeigt sich wiederum, daß solche Poesie Tatsächlichkeit nicht zu scheuen braucht) einen verifizierbaren geographischen Standort. Auch der Bezug vom eigenen kleinen Raum zur umgebenden Landschaft, zuvor durch ein Gefühl und durch Bilder der Fantasie bezeichnet, wird nun empirisch konkretisiert: es ist nur ein kleiner Gang dorthin.

Mit dieser Angabe, die der Memorierung der Dorfnamen im ersten Text entspricht, ist der Boden des

Tatsächlichen, der mit der Vorstellung von dem luftgewiegten Reiher auf beinahe bedenkliche Weise verlassen wurde, wieder fest unter den Füßen. Ähnlich dem ersten Text wird nun auch noch Zukünftiges in die Gegenwart hereingenommen, und das meint in diesem Fall – über das Verhalten des Einen hinaus – die Gemeinsamkeit des Erlebens von Ich und Du. Die vorgestellten Empfindungen dieses Erlebens und sein Objekt werden mit größter Emphase artikuliert: *Wie ausgelassen selig wollen wir uns mit Augen in dieses Meer der Landschaft stürzen!* Der geographisch Interessierte wird vielleicht belustigt bemerken, daß hier die Alblandschaft in jenes Meer zurückverwandelt wird, aus dem sie entstanden ist. Der literarisch Interessierte andererseits wird die Intensität des gelungenen Oxymorons bewundern.

Der abschließende Satz findet für jenen Kontrast, der als gestaltende Kraft den ganzen Text zu prägen scheint, das treffende Begriffspaar, das zugleich noch dem Erleben der Landschaft eine religiöse Dimension verleiht, nämlich: Beschränkung und wahre Unendlichkeit. Dabei wird die Rationalität des Begrifflichen aufgehoben in dem Hinweis darauf, daß es etwas Gefühltes sei, und die Härte des Gegensätzlichen gemildert durch das Beiwort *lieblich*.

Das Lob der Alb von dem Briefschreiber EDUARD MORIKE stimmt mit dem des Erzählers darin überein, daß es Wahrgenommenes zugleich als Gefühltes darstellt, Ortskenntnis ungezwungen mit Bildern der Fantasie verbindet und bei aller Emphase nie unpräzise wird. Es geht aber über jenes insofern hinaus, als es den Bezug des Ichs zu seiner Umgebung differenzierter aufschlüsselt, die Wirkung der erlebten Landschaft auf das Gefühl als eindringlicher erscheinen läßt, in das Erleben ein geliebtes Du einbezieht und schließlich die Situation dieses Erlebens ins Religiöse ausweitet.

Dem heutigen Leser und Betrachter einer Landschaft liegt vielleicht die erste Art der Darstellung mehr. Er hält auf eine gewisse Distanz, und der Boden des Tatsächlichen ist ihm näher als die Vorstellung eines Höhenflugs. Wenn er sensibilisiert ist gegenüber den geheimen Verführern der heutigen Gesellschaft, dann mag er auch argwöhnen, daß, wer sich einer als übermächtig empfundenen Natur freudig überläßt, auch von gesellschaftlichen Mächten leicht zu vereinnahmt ist. Es kann aber auch anders herum argumentiert werden: wo, wenn nicht in einem Bereich außerhalb der Gesellschaft, soll sich der Mensch regenerieren, um innerhalb der Gesellschaft nicht deren Einwirkungen haltlos ausgeliefert zu sein?

Spuren und Funde – Der Maler Winand Victor

Willy Leygraf

Der Wohn- und Arbeitsort Reutlingen ist fast zufällig: Geboren ist WINAND VICTOR 1918 im niederländischen Schaesberg; Aachen und Düsseldorf waren die Orte seiner künstlerischen Ausbildung. In Reutlingen bot sich nach Kriegsende die Möglichkeit, ein Atelier zu bauen und zu arbeiten. Das hätte auch irgendwo sonst sein können: Öffentliches wie privates Interesse hat sich den Arbeiten WINAND VICTORS in Bremen oder Mailand, in Hagen, München oder Berlin und an manchen Orten sonst meist ungleich deutlicher zugewandt als in Reutlingen. Und umgekehrt? Auf den ersten Blick sind die Arbeiten ohne Beziehung zum Ort des Entstehens. Auch die gegenständlichen Bilder, die bis in die 50er Jahre entstanden sind, schweigen sich aus über das, was dem Maler täglich vor Augen kommt; wieviel weniger kann man derartiges Wechselspiel von den dann einsetzenden abstrakten Arbeiten ablesen, die den Kern dieses Oeuvres ausmachen.

Die Bezeichnung «abstrakt» ist voreilig und ungenau. Es gibt keine deutliche Trennung etwa zwischen einer gegenständlichen und einer ungegenständlichen Periode. Das Besondere, Eigentümliche des Malers WINAND VICTOR ist nicht von Bildthemen oder Bildinhalten abhängig. Die in diesen Bildern benennbar gegenwärtigen Gegenstände sind meist nur Anlaß für ein Bildgeschehen, das sich von diesen Gegenständen ablöst und sich nur noch als Bild, keinesfalls jedoch als Abbildung verwirklicht. Alle Abstraktionen, alle Strukturierungen von Fläche und Raum sind schon in den frühen, noch fast gegenständlichen Bildern gegenwärtig, sie werden auch nicht aufgegeben, wenn in den letzten Jahren erneut Gegenständliches am Bildgeschehen beteiligt wird – nun jedoch eher wie ein Zitat, das verfremdet und verfremdend ins Bild aufgenommen wird, ohne daß an eine gegenstandsbezogene Bildmitteilung gedacht wäre.

Umgekehrt ist es durchaus möglich und keineswegs unerlaubt oder Zeichen mangelnder Kenner-schaft, wenn man in die ganz und gar abstrakten Bilder so etwas wie Gestalten und Geschichten hineinliest. Einen ganzen Katalog mehr oder weniger poetischer Umschreibungen haben bisher eine ganze Reihe von Kunstschreibern zusammengetragen. Da ist von schrundigen, gegerbten, zum Trocknen aufgespannten Häuten die Rede. Man erinnert an Schächte, die in das Erdinnere vordringen und kostbare Funde zutage fördern. Da heißt es, wie in Aufschlüssen klüftigen Gesteins zeige sich

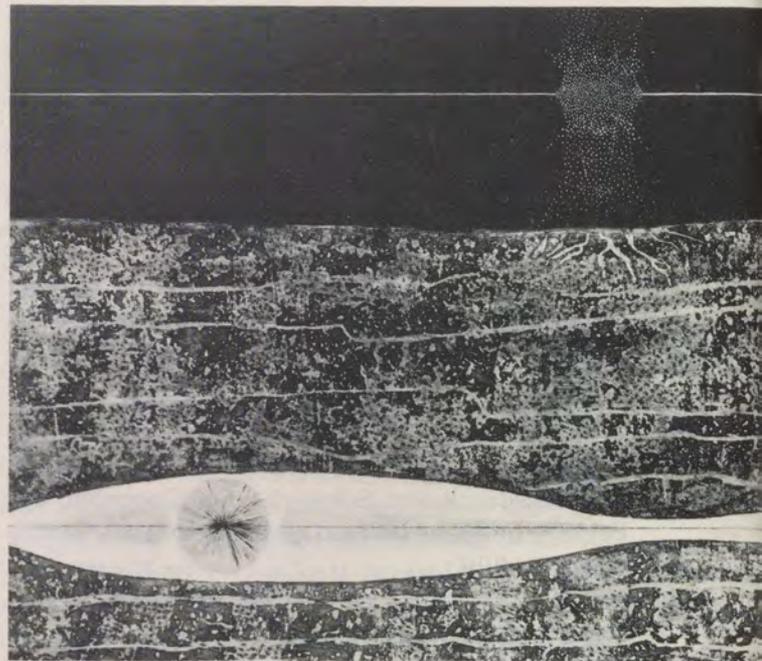


Abb. 1 Aus der Mappe «Spuren und Funde».

das Geheimnis. Es wird gerätselt, ob Organisches oder Anorganisches, Zellenhaftes oder Kristallines in diesen Formen zu finden sei oder nur das Wirken der in Licht umgesetzten Materie. Horizonte werden erkannt, ein Oben und Unten. Oder die geheimnisvollen Itinerarien von Reisen in eine andere

Abb. 2 Reutlingen (aus der Mappe «Elf Städte»).





Abb. 3 Gangfisch.

Welt, deren Koordinaten noch keiner kennt. An die Brüchigkeit alter Pergamente wird erinnert und an das Rätselhafte ihrer Inschriften und Botschaften. Sternenbahnen und Erdentiefen hat man in diesen Bildern konfrontiert gesehen. Hiesiges und Jenseitiges. Und aus dieser Konfrontation wie aus allen einzelnen Metaphern und Umschreibungen hat mancher eine Botschaft nachzubuchstabieren versucht, hat sich bemüht, diese vermeintliche Botschaft zu übersetzen in eine mitteilbare Wörtersprache.

Und immer ist dabei übersehen worden, daß die eigentliche Botschaft nur das Bild selber ist. Man muß solche Geschichten, Formeln, Umschreibungen immer wieder aufgeben, weil sie immer wieder von neuen, ebenso treffenden (und ebenso unzureichenden) überholt werden, immer handelt es sich nur um Annäherungen von verschiedenen Seiten her, die niemals das Gemeinte ganz erreichen.

Auch mit der Einordnung WINAND VICTORS in das System der Richtungen und Stile tut man sich schwer. Sicher, es gibt eine gewisse Verwandtschaft mit dem informellen, dem abstrakten Expressionismus oder mit expressionistischer Abstraktion. Es gibt Querverbindungen zum Tachismus, zur minimal art oder zum neuen Realismus und Surrealismus. Aber zu allen diesen Strömungen der letzten Jahrzehnte gibt es bei WINAND VICTOR auch Distanzierungen und Differenzierungen. Und eher aus diesen Distanzierungen und Differenzierungen als aus den Zuordnungen läßt sich erkennen, was er selber mit dem jeweils Zeitgenössischen, dem sich

so schnell Verändernden zu tun hat: Nichts nämlich, wenn es um das Modische geht, das um jeden Preis seinen Platz am Markt finden und halten will. Auf der anderen Seite gibt es keine Aufgabe, keine Herausforderung der Zeit, der er sich nicht gestellt hätte. Denen er nicht auf seine – künstlerische – Weise geantwortet hätte. Aber: Nicht das gerade auf dem Markt gehandelte Problem bringt er an die Öffentlichkeit, sondern die Erfahrung aus seinem persönlichen Umgang mit dem Problem.

Im Vordergrund steht dabei die Auseinandersetzung mit den Strukturen einer jeden Fläche und mit dem Verhältnis dieser Bildfläche zu räumlichen Dimensionen. Struktur und Fläche, das bedeutet: in der Abstraktion, in der gegenstandslosen Malerei der Fläche ein eindeutiges Gefüge zu geben, das die Verwechslung mit einem sozusagen beliebigen Ausschnitt (oder die Reduzierung auf einen solchen) ebenso ausschließt wie die Möglichkeit der Multiplikation zum Ornament: diese Bilder haben Mitte und Rand, der Rahmen schneidet nicht ab, er bestätigt nur die im Bild festgesetzten Grenzen der Fläche.

Unbegrenzt, nicht bestimmbar und äußerst vieldeutig scheint dagegen in diesen Bildern die Dimension des Raums zu sein. Selbst wenn – in Lithographien zum Beispiel – die Fläche des Bildes tatsächlich ganz plan und flach ist, selbst dann wird eben diese Fläche durchbrochen zu einer Tiefe hin, die aber nun mit perspektivischer Illusion gar nichts zu tun hat. Denn perspektivische Illusion ist immer eine Tiefe, die sich sozusagen ausschreiten läßt. In der man weiß, was vorne und was hinten ist; in der sich Körpervolumen fast abtasten lassen. In der die Einzelheiten eingeordnet sind wie die Details einer Landschaft, einer Vedute oder eines Interieurs.

Nicht so hier. Die Tiefe in den Bildern WINAND VICTORS ist nicht einfach als die gemalte dritte Dimension neben Höhe und Breite der planen Bildfläche zu verstehen oder zu bestimmen. Oft genug verschieben sich die Relationen während des Betrachtens. Schien eben noch Schicht für Schicht das Gemalte sich vor den Grund des Bildes zu legen und als Relief herauszutreten aus der Fläche – im nächsten Augenblick schon kehrt sich das Verhältnis um: transparente Schichten geben mehr und mehr den Blick frei in immer größere Fernen. Das kann – irritierend und immer wieder fesselnd zugleich – nebeneinander in einer einzigen Bildfläche geschehen: Körperliches kommt entgegen, Tiefe tut sich auf.

Solche Räumlichkeit entfaltet sich schon im flachen Blatt; zur vollen Wirkung aber gelangt sie dort, wo der Malgrund selbst reliefartige Strukturen auf-

weist. Oder: mit ihnen versehen wird. Da gibt es Kombinationen herkömmlicher grafischer Techniken mit dem Verfahren des Prägedruckes. Da gibt es Aquarelle, Gouachen, Mischtechniken auf geknickten, gekniffen, geknitterten Papieren. Da wird der Malgrund als Collage vorbereitet oder auch geradezu mit dem Messer bearbeitet, als ob ein Relief beabsichtigt wäre. Da werden Farbschichten über Farbschichten gelegt und vielleicht auch noch plastisch verformt. Farbe kann auch einmal frei verlaufen und so die Oberfläche wie zufällig modellieren.

Und wieder: wenn man diese Beobachtungen gesammelt hat, wenn man erkannt zu haben meint, wie hier Malerei sich am Rande des Übergangs zum Relief bewegt, wie hier das Bild aus der Fläche austritt und eingreift in den Raum vor dieser Fläche – gerade dann wird das Gegenteil erkennbar: diese wie plastische Erscheinung des Bildes macht dessen Schichten – eine um die andere – transparent. Und tut damit Raum auf hinter dem Bild. Vorzügliches Mittel, im Bild derlei vieldeutige Raumsituationen zu schaffen, ist die immer neue Abwandlung und Kombination herkömmlicher und zum eigenen Bildzweck neu erfundener Techniken. Beispiele dafür sind die beiden großen Mappenwerke «Spuren und Funde» und «Elf Städte». Da gibt es die alte, bewährte Radiertechnik mit sorgfältigst ausgearbeitetem Detail. Aber zugleich werden ganze Teile der Blätter im Flachdruck eingefärbt. Abriegelung oder unendliche Tiefe? Anderen Flächen gibt eine vom Aquatinta-Verfahren abgeleitete Technik fast malerische Struktur. Und gelegentlich drückt kontrollierte Verletzung der Platte auch noch prägend mit. So unkonventionell ist selten Konventionelles vereint worden. Nur selten ist es so miteinander zu einem gemeinsamen Bildzweck eingesetzt worden. Oft stößt erst distanziert analytisches Betrachten und Fragen auf das Komplizierte und Eigenwillige dieser Verfahrensart, die dem Unbefangenen, der sich nur staunend dieser Bildwelt aussetzt, möglicherweise ganz verborgen bleibt.

Ebenso beispielhaft für die eigenständige Art, in der WINAND VICTOR vorgefundene oder entdeckte Techniken seiner Bildwelt dienstbar macht, sind seine Collagen. Oder richtiger: seine Verarbeitungen von Collagen zu Bildern. Das geht weit über die allgemein übliche Definition dieser Technik hinaus: die Elemente der Collage werden hier nicht einfach gesammelt und dann – Fundstück um Fundstück – zu thematischen oder formalen Bildeinheiten zusammengefügt. Im ersten Schritt erbringen die collagierten Elemente die Grundlage jener rauhen, reliefartigen, plastischen, Raum bildenden und zu-



Abb. 4 Spirale.

gleich irritierend Raum auflösenden Oberflächenstruktur. Diese Funktion erfüllen Wellpappe oder grobe Leinwand, feuchtes, modelliertes Japanpapier oder feines Gewebe. Aber auch gerissene oder geschnittene, aufgeleimte Papierstreifen und -fetzen. Diese nun meistens von bedrucktem Papier. Und da kommt ein neues Element hinzu: die Vermutung, daß dieses Bedruckte eine Nachricht ent-

Abb. 5 Klüftig.



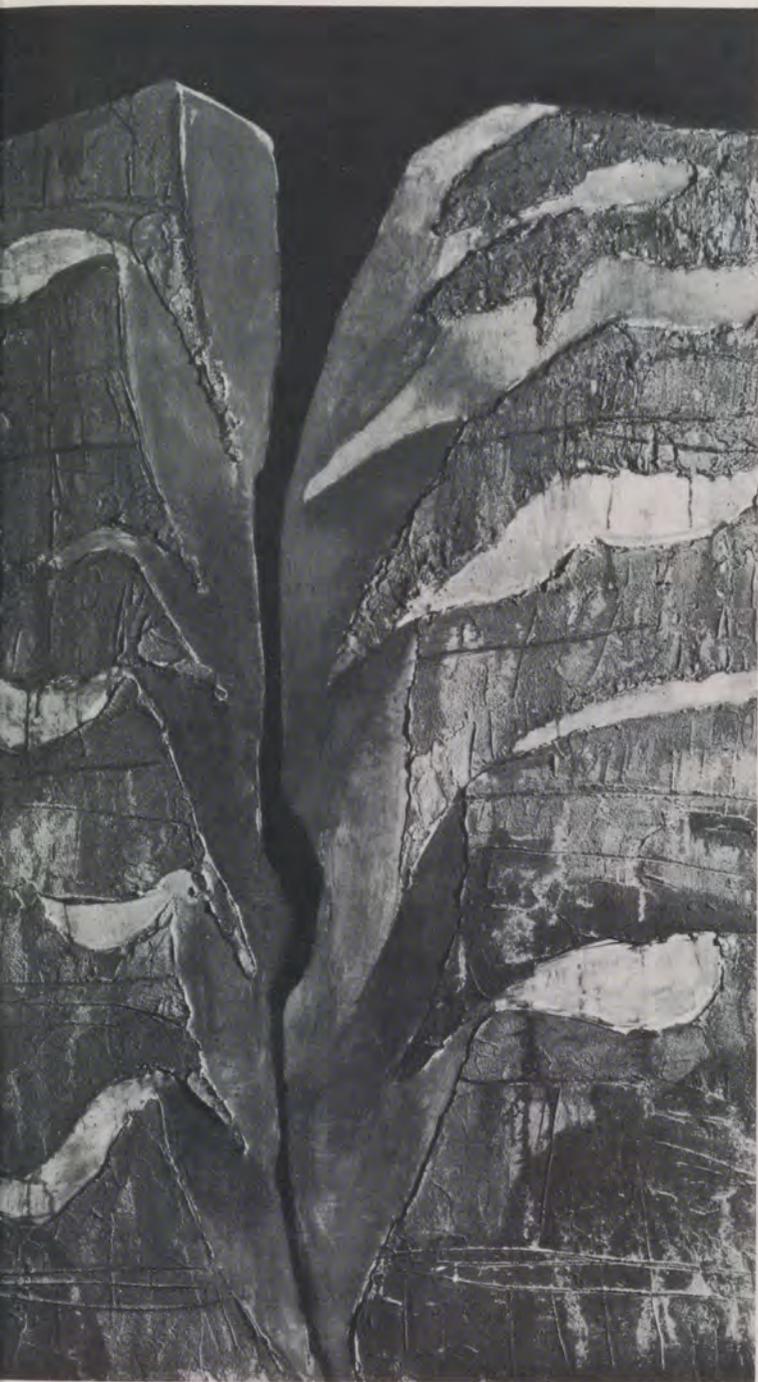


Abb. 6 Widerspruch.

hält, die in Zusammenhang steht mit dem, was das Bild ausmacht. Die Herausforderung, zu entziffern, was doch nur als optische Struktur einer Fläche gemeint ist. Man kann das nicht lesen, aber man er tappt sich immer wieder beim vergeblichen Versuch des Entzifferns. Eine Irritation mehr! Aber die Qualität läßt auch diese Irritation umschlagen in Faszination. Deshalb vor allem, weil die Collage im eigentlichen Sinn ja nur Vorform gewesen ist zu dem Bild, das erst noch entstehen sollte, die plastische Oberflächenstruktur, von der schon die Rede

gewesen ist. Und dann geschieht noch so etwas wie herkömmliches Malen: mehr oder weniger große Teile der Collage werden zugedeckt von wenigen Farben, die vor dem Bildgrund zu agieren beginnen, die hier und dort Durchblicke vermuten lassen, dann aber wieder unvermittelt den Zugang zum Detail verschließen. Und so alle früheren Formen und Absichten von Collagen korrigieren, wenn nicht gar aufheben. Hier wird nicht mehr aus realster Realität ein Bild gefügt, hier wird nicht mehr die Realität des Gedruckten zum Bild erhoben, nicht mehr das künstlerische Temperament verleugnet (ist das je gelungen?), indem fabrikmäßig vorgefertigtes Papier mit technischen Mitteln geteilt und zusammengefügt wird: hier entsteht Bildwirklichkeit, die sich alle Materialien anverwandelt, ohne jedoch deren Herkunft je verleugnen zu wollen.

Diese Art von Bildwirklichkeit hat nichts mit einem wie auch immer gearteten oder benannten Realismus zu tun. Ob WINAND VICTOR gegenständlich malt oder abstrakt: hier wird nicht Abbild noch Sinnbild geliefert, und schon gar nicht jene überhöhte, luft- und lebensarme Scheinwirklichkeit, die Versatzstücke der Alltäglichkeit zusammenschiebt zu einem Panoptikum von Schein-Schönheit oder Schein-Grauen.

Diese Wirklichkeit des WINAND VICTOR hat es so nie und nirgends gegeben, bevor er sie gemalt hat. Sie ist erst entstanden dadurch, daß er sie gemalt hat. *Eine zweite wirkliche Welt in der hiesigen.* JEAN PAULS Definition der Poesie wird hier anschaulich. Diese Bildwelt, diese Bildwirklichkeit ist eine Welt und Wirklichkeit der Poesie. Mit der ganzen Eigenheit und Verschllossenheit einer «zweiten Welt in der hiesigen» – aber auch mit deren unverwechselbarer Individualität.

Und dazu gehören bei WINAND VICTOR nun einmal auch die fast gegenständlichen Anknüpfungspunkte für Assoziation und Bildgeschichten, für poetisch-gegenständliche Ausdeutungen, von denen eingangs die Rede gewesen ist. Wer die mit nicht auszuschöpfender Phantasie in solcher Fülle geschaffenen Arbeiten in größerer Zahl betrachtet, dem fällt die häufige Wiederkehr ganz bestimmter Figurationen auf. Bei den zitierten Metaphern für die Bildwelt WINAND VICTORS war von gegerbten, zum Trocknen aufgespannten Tierhäuten die Rede. Das Blatt «Reutlingen» wiederholt diese einige Male auftauchende figurale Andeutung als Begrenzung des Weichbildes der Stadt – hier nun als bewußtes und gewolltes Zitat der traditionsreichen Lederverarbeitung an der Echaz. Das gleiche Blatt nimmt auch noch eine weitere Form auf, die gelegentlich auch

noch ohne örtlichen Bezug aufgetaucht ist, die Form eines Ammoniten: das Zitat der Schwäbischen Alb. Man ist aufmerksam geworden und erkennt nun auch auf anderen Blättern und Bildern Grundmuster und Strukturen, wie sie die Alblandschaft um Reutlingen anbietet mit Felsabbrüchen, Klüften, Spalten, Rissen, Gängen und Höhlen. Nichts davon ist abgebildet oder dargestellt auf diesen Bildern. Die Alb oder Ausschnitte aus der Alblandschaft sind nicht etwa Themen dieser Malerei. Aber man könnte sich nur schwer vorstellen, daß all

diese Bilder ebensogut an jedem beliebigen anderen Ort – in den Alpen, im Flachland oder irgendwo dazwischen – genau so hätten entstehen können: Man wird den Eingangssatz überprüfen müssen; vielleicht bestimmt doch nicht nur der Zufall die Beziehung dieses Malers zu seinem Arbeitsort? Die Arbeiten WINAND VICTORS sind keine Abbildungen und Schildereien. Auch keine romantisch fernverklärte Gegenwelt: die Poesie seiner gemalten Wirklichkeit ist *eine zweite wirkliche Welt in der hiesigen*. Und nicht außerhalb: *in der Hiesigen*.

David Friedrich Strauß und die Sontheimer Höhle

Fritz Göhler

In dem Briefwechsel zwischen FRIEDRICH THEODOR VISCHER und DAVID FRIEDRICH STRAUSS, dem Verfasser der kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu, werden lustige Jugenddichtungen beider erwähnt. Allgemein bekannt geblieben sind die Moritaten VISCHERS *Wie Johann Georg Philipp Datpheus von Stuttgart den 29. September 1824 daselbst den Spinnhausaufseher Heinrich Gebhard Grempenfort ermordete und hierauf den 21. Februar 1825 hingerichtet wurde* und die andere *Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesenen Helfers zu Reutlingen am 18. Juli 1829*. Weniger bekannt dagegen sind die von DAVID FRIEDRICH STRAUSS geschmiedeten Gelegenheitsdichtungen. Die Freunde waren sich vermutlich bewußt, daß sie mit ihren teils komischen teils lustigen Reimen ihrem Ruf als Wissenschaftler schaden könnten und wählten für die Gelegenheitsdichtungen ausgefallene Pseudonyme. Die Moritaten VISCHERS wurden unter dem Decknamen eines Philipp Ulrich Schartenmajer geschrieben und auch gedruckt, während sich STRAUSS mit seinem Gedicht über die Sontheimer Höhle hinter dem Namen eines Makkabäus Oelmöcker und dem Beruf eines Schulmeisters verbarg.

Aus historischen und literarischen Gründen ist das Gedicht der Erwähnung wert. STRAUSS schildert darin die vor 150 Jahren der Öffentlichkeit zugänglich gemachte und mit einer Feier und Illumination verbundene Eröffnung der Höhle zu *Sontheim auf der Alp*.

In einer bisher unbekanntenen Handschrift VISCHERS, die er im Sommer des Jahres 1856 dem Schriftstellerehepaar LEWALD-STAHN anlässlich ihres Besuches bei VISCHER in Zürich schenkte – der Besuch des Ehepaares FANNY LEWALD-ADOLF STAHN wird durch einen Brief VISCHERS bestätigt,

den er am 31. Oktober 1856 aus Zürich an RAPP schreibt; darin heißt es: *Im Sommer war A. Stahr mit seiner Frau Fanny Lewald da, in der ich doch einen sehr menschlichen Blaustrumpf kennen lernte* –, befinden sich die beiden genannten Moritaten VISCHERS und das Gedicht von DAVID FRIEDRICH STRAUSS *Genaue und faßliche Beschreibung von der Illumination oder Beleuchtung des berühmten Erdlochs bey Sontheim auf der Alp den 3. Juli 1825* – *Ins Licht gestellt von Makkabäus Oelmöcker, Schulmeister*. Darunter befindet sich die handschriftliche Bemerkung VISCHERS *David Friedrich Strauß, Verfasser der kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu*.

Die Zusammenfassung der Moritaten VISCHERS und des Gedichts von der Sontheimer Höhle in einem Heft geben der Vermutung Spielraum, VISCHER habe eine Art Schwäbischer Chronik mit lokalen und zeitgenössischen Ereignissen im Bänkelsängerstil vorgeschwebt. Die Erwähnung vieler Ortschaften in den Dichtungen wie *Bezingen, Enna-beuren, Feuerbacher Heide, Freudenstadt, Machtolsheim, Neuneck, Neustadt an der Lind, Plochingen, Stuttgart, Tübingen, Zuffenhausen* ist geeignet, einen größeren Leserkreis anzusprechen. Deutlich erkennbar wird STRAUSS' Absicht auf eine die Zeitgeschichte erfassende volkstümliche Darstellung örtlicher Ereignisse in der 1. Strophe des Gedichtes von der Illumination der Sontheimer Höhle, in der es heißt: *Von der Sontheimer Geschichte will ich machen ein Gedichte, von der Sontheimer Geschicht, will ich machen ein Gedicht*.

In dem Gedicht werden zwei Personen erwähnt, die sich um die Ausgestaltung des Festes und die Eröffnung der Höhle verdient gemacht haben. Der Oberamtmann KONRAD LUDWIG HOYER vom Oberamt Münsingen – Personalien laut freundlicher

Venare

und

fazliche Beschreibung

von

Elimination oder Verdrängung

des

berühmten Pöschels

Gordheim auf der Hg,
am 5 Febr. 1825.

Ich liefte gütlich

Mattabäus Verdrängung,

(Junges Linderling, Professor der
Leitfaden bearbeitung des Labors Hg.)

Auskunft des Hauptstaatsarchivs Stuttgart – gab der Gemeinde Sontheim den Rat, das seit 1790 nicht mehr gefeierte Fest an der Sontheimer Höhle zu erneuern und einen bequemen Zugang zu der Höhle zu schaffen, *wo man sonst hineine kroch*. Die Gemeinde befolgte den Rat und tat, wie der Dichter schreibt, noch mehr: *allenthalben kann man stehen, sonst muß man auf Vieren gehen; Staffeln hieb in das Gestein auch die Sontheimer Gemein*. Überhaupt hat die Gemeinde Sontheim anscheinend alle heimischen Kräfte aufgeboten, um die Eröffnung der Höhle am 3. Juli 1825 zu einem Volksfest zu gestalten. Der Höhleneingang wird mit Blumen bekränzt, das Innere der Höhle mit Lichtern erhellt. Natürlich ist die Gemeinde auch bestrebt, die entstandenen Kosten durch ein Eintrittsgeld wieder einzuholen. Um die

Besucher von der Notwendigkeit eines Eintrittsgeldes zu überzeugen, hat Sontheims Schulmeister JOHANN JAKOB DUSSLER eine Lobeshymne auf die Höhle angestimmt, die STRAUSS in seinem Gedicht wörtlich wiedergibt.

Für den Literaturfreund dürfte es von Interesse sein, wie die Handschrift in den Besitz des Verfassers dieses Aufsatzes gelangte. Sein Vater hatte 1932 den Briefwechsel zwischen der Romanschriftstellerin FANNY LEWALD-STAHN mit dem Großherzog CARL ALEXANDER von SACHSEN-WEIMAR herausgegeben. Aus Dankbarkeit dafür schenkte der Großneffe des Ehepaars LEWALD-STAHN, Prof. Dr. med. HERMANN STAHN in Danzig, die VISCHER-Handschrift dem Prof. Dr. RUDOLF GÖHLER in Dresden, meinem Vater.

Von der Sontheimer Geschichte
Will ich machen ein Gedichte,
Von der Sontheimer Geschicht
Will ich machen ein Gedicht.

«Lieber Himmel, sey doch günstig!»
Flehten schon 8 Tage brünstig
Was auf unsern Alpen hoch
Hat gut Aug- und Fußwerk noch.

Und der Himmel hat's erhöret,
Hat der Alp die Bitt bescheret.
Weil er sie schon fernd genug
Mit dem Hagelschaden schlug.

Als die Sonne aufgegangen,
Sahe man noch Nebel hangen,
Aber als die Sonne stach,
Gab er doch gutwillig nach.

Straßen thäten sich bedecken,
Aus den Städten aus den Flecken
Selbst aus Filialien
Zogs ganz schwarz nach Sontheim hin.

Doch wie sehr man sich auch duckte,
Doch die Hitz' uns fast verdruckte,
Ganz verlehnet kamen wir
An am Erdloch endlich schier.

Aber wegen diesem Drücken
Standen allda zwey Bouticken,
Tisch' und Bänke, kreuz und quer,
Wo die Sonn' nicht konnte her.

Wein war da, um sich zu laben,
Auch zu essen konnt' man haben,
Bier sogar von Machtolsheim
Schenkt man zu 4 Kreuzer ein.

Kinder, Bauern, Nachbarn, Greise
Standen dort umher im Kreise,
Auch viel Honoratiör'n
Strömten zu dem Freudenborn.

Einsmal' an dem Ellenbogen
Hat mein Nachbar mich gezogen:
«Sieh wie dort der Hoyer steht,
Der die ganze Sach' gedreht.

Gelt dem hättst's nicht angesehen,
Wenn du ihn so da siehst stehen,
Denn er läßt sich ganz gemein
In's Gespräch mit jedem ein.»

Der Sontheimer Schule Meister,
Johann Jakob Dußler heißt er,
Hatte dort in voller Pracht
Diese Innschrift angebracht:

«Wer die Höhle will beschauen,
Richt' den Blick auch himmelblau,
Dieser Bau hält Meisterstücke,
Die nur Gott entwerfen kann.

Felsenthor so hieß die Stadt,
Weil sie Gott erbauet hat.
Hell ist sie, wie Edelsteine
Licht wie Gottes Herrlichkeit,

Kaum der Jaspis gleicht dem Scheine
Und ihr Thor ist hoch und weit,
Hoch die Mauern, und gegründet
Fest, wie Mauern Gottes sind.

Doch wir wären stumm geblieben,
Weil die Alp viel Unglück traf,
Sorgen ließen uns nicht übrig,
Daß wir diesen denken nach.

Gott gelobt, der uns hier schickte
Ein recht weises Oberamt!
Ewig Hoyer heißt der Name,
Der in einer Viertelstund,
Uns erwies den Gottesrath,
Der auch die Alp gezieret hat.
Darf die Menschheit eigen nennen
Was die Kraft des Höchsten that?
Opfer auf Altären brennen,
Die ein Sünder innen hat?
Liebreich wollen wir nun sagen,
Daß wir haben in den Tagen
Müh und Kosten aufgewandt,
Wer durchs Felsenthor will gehen,
Sehe, was man anerkannt.
Vier und zwanzig Kreuzer zahlen
Heißt das vieles für den Stand?
Doch von Leuten, die nur klein,
Ziehen wir sechs Kreuzer ein.»

O wie gönn' ich der Gemeine,
Was sie an dem Tag zog eine!
Steht ja in der Bibel schon,
Dem Arbeiter gib den Lohn!

Als ich alles nun gemustert,
Jegliches Gesicht gekustert,
Gieng ich endlich in das Loch,
wo man sonst hineine kroch.

Ueber einen schönen Bogen,
Waren Blumen hergezogen;
Sage nur, wo man den Pracht
In der Wildniß hergebracht?

Aber das wird jeder finden,
Daß man thut zuerst verblinden,
Wenn man aus dem Tageslicht
In das Loch hinunterkriecht.

Endlich kam mir's doch: die Freuden
Kann ich nicht in Reime kleiden,
Das nur sag' ich, daß mich's fror,
Als ich kam in's Höhlenrohr.

Allenthalben kann man stehen,
Sonst muß' man auf Vieren gehen,
Staffeln hieb in das Gestein
Auch die Sontheimer Gemein.

Unten in der Ecke standen
Ein halb Dutzend Musikanten,
Spielten allda finsterling
Walzer und God save the King.

Lichter waren auch an Stangen
Viele hundert aufgehangen,
Von der Helle bin ich still,
Alles sah man ohne Brille.

Herrlich war es anzusehen,
Wie in einem Schloß der Feen,
Kronenleuchter hiengen oft
in den Niethen unverhofft.

Plötzlich brachen die Studenten
Rufend aus von allen Enden:
«Vivat hoch der Hoyersmann,
Der so gut rangieren kann!»

Doch mich friert's; ich muß zurücke,
Fröhlich schauen meine Blicke,
Wie der alte Dichter spricht,
Wiederum das Tageslicht.

Ennabeuren wird bereiset,
Allwo wir z' Mittag gespeiset;
Kaum gespeißt, und Knall und Fall,
Gabs den magnifiksten Ball.

Oft sprach ich: «in Gottes Namen!»
Dachte, ob in meine lahmen
Füße nicht das Tanzen komm,
Doch die blieben stets hübsch fromm.

Prächtig tanzt ich in der Jugend,
Aber diese schöne Tugend
Wurde jämmerlich der Raub
Von dem argen Schule-Staub.

Und gestärkt von Speis und Weine
Machten wir uns auf die Beine:
Lobe Gott, du guter Christ,
Wenn du vergnügt gewesen bist.

Hat dir's heuer zugeschlagen,
Laß aufs Jahr nicht nach dir fragen,
Daß die Sontheimer Gemein
Kommt zu ihrer Auslag fein.

Denkmalpflege – eine gemeinsame Aufgabe?

In einer Winterveranstaltung 1975/1976 führte der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND eine Diskussionsveranstaltung unter dem Titel *Denkmalpflege – eine gemeinsame Aufgabe?* in Stuttgart durch. Mitwirkende waren Dr. PETER ANSTETT, Dipl.-Ing. EBERHARD WEINBRENNER, ein zahlreiches, engagiertes Publikum und als Diskussionsleiter Dr.-Ing. HANNES WEEBER.

Vorbemerkung des Diskussionsleiters Dr. HANNES WEEBER: Wird das Gesicht unserer Städte und Dörfer langsam aber sicher zerstört? Das wird oft behauptet und jeder der so sagt, kennt ein paar Schuldige. Anschauliche Beispiele, die durchaus jede Behauptung belegen können, sind auch leicht zu finden.

So war es besonders nützlich, daß Dr. PETER ANSTETT, Denkmalpfleger in Karlsruhe, zunächst einmal die vielen Mitwirkenden namhaft machte und die «Rollen» in dem Spiel «Städtebau und Stadtgestaltung» definierte. Eine der wichtigsten, zumindest als Mitspieler (oder Gegenspieler?) für den Denkmalpfleger, sei die des Architekten. Als solcher saß ihm Dipl.-Ing. EBERHARD WEINBRENNER gegenüber. Aus seinen Erfahrungen und seiner Gedankenwelt als Architekt arbeitete Herr WEINBRENNER eine Reihe fundierter Thesen über eben dieses Rollenspiel heraus.

Wir wollen nicht noch mehr vorwegnehmen und drucken die beiden Referate im folgenden ab. Diese beiden Referate blieben übrigens nicht ohne Kommentar und Widerspruch. In die anschließende Diskussion schalteten sich

*Peter Anstett
Eberhard Weinbrenner*

viele Gäste ein, die gerade auch die Pflichten der sonstigen Beteiligten, nicht zuletzt der politischen Instanzen, kritisch gewürdigt wissen wollten.

Dr. PETER ANSTETT

Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß diese Podiumsdiskussion mit verschiedenen Themen angekündigt worden ist: «Denkmalpfleger und Architekt: Partner oder Gegner?», und: «Denkmalpflege eine gemeinsame Aufgabe?» Die Tagung in Bad Boll am 5. bis 7. Mai 1975 zum Thema «Denkmalpflege, Sanierung und Ortskernentwicklung» mündete in den Schlußsatz: «Denkmalschutz, eine Aufgabe aller Beteiligten.»

Ich muß gestehen, ich war gegen die Formulierung Partner oder Gegner, weil man so vielleicht zu rasch sich die Partnerschaft bescheinigt und an dem gegenwärtigen Problem vorbeiredet. Der Denkmalpfleger hat seit jeher bei seinem Geschäft viele Gesprächspartner. Der Architekt ist nur einer unter diesen. Da sind zunächst

– Die *Eigentümer* von Kulturdenkmalen, die ihr Haus – weil es ein Kulturdenkmal ist – entweder als Last- oder als Lustobjekt empfinden, meistens das erste, selten das zweite, denen aber die Öffentlichkeit über das Denkmalschutzgesetz die Pflicht zumutet, zu erhalten –

– Da sind die *Bürgermeister*, die die Kulturdenkmale in ihrem Zuständigkeitsbereich als Zeugen einer

alt ehrwürdigen Vergangenheit oder als Bremsprügel auf dem Weg in eine verheißungsvolle Zukunft mit vollen kommunalen Kassen ansehen –

– Da ist die *Verwaltung*, Exekutive unseres Staates, die andere öffentliche Belange, wie Naturschutz, Krankenhausbau, Umweltschutz, öffentliche Sicherheit, Straßenbau mit den Belangen des Denkmalschutzes abzuwägen hat und sich in der Regel für den gangbaren Kompromiß entscheidet –

– Da ist der *Architekt* als Beauftragter der öffentlichen und privaten Hand, der – so ist es doch – in erster Linie seinem Auftraggeber verpflichtet ist, das heißt: es wird von ihm erwartet, daß er das Maximale für seinen Auftraggeber herausholt –

– Da ist der *Planer*, der bestehende Zustände, nicht nur bauliche Zustände, katalogisiert und analysiert mit dem Ziel, Wege aus schlechten Zuständen in gute Zustände aufzuzeigen –

– Da ist der *Restaurator*, der das Denkmal wieder herstellt, wieder auffrischt, der mit dem ganzen Apparat einer heute zur Verfügung stehenden Technik in sinnvoller Weise umgeht, um dem ständigen Zerfall des Denkmals entgegenzuwirken –

– Da ist der «durchschnittlich gebildete Bürger», den die Rechtsprechung 1955 mit einem höchstrichterlichen Wort «im Namen des Volkes» geschaffen hat, der durchschnittlich gebildete Bürger, der seitdem über Gestaltung und Verunstaltung entscheidet und zwar faktisch so, daß über eine Verunstaltung nicht mehr geurteilt und nicht mehr entschieden werden konnte, da sich über «Geschmack» bekanntlich gut streiten läßt –

– Da sind die «gebildeten», sensibilisierten *Kritiker* und Deuter unserer Gegenwart und Vergangenheit, die von der »Unwirtlichkeit« unserer Städte, von der psychisch gefährlichen Fantasielosigkeit unserer heutigen Baukunst sprechen. Architektur für den auf 100 km pro Stunde beschleunigten Menschen! Architektur zur Wahrnehmung aus dem Pkw –

– Da ist der *Politiker*, der im Abwägen von Prioritäten und Meinungen der Denkmalpflege das Maß ihres Wirkenkönnens setzt, indem er ein Denkmalschutzgesetz erläßt, über Finanzmittel der Denkmalpflege und die Zahl der im Land tätigen Denkmalpfleger entscheidet –

– Da ist der *Bürger*, der für die Atmosphäre seiner Heimat kämpft und zum wiederholten Male sagt, die Denkmalpfleger sind viel zu lax und viel zu lahm –

– Und da ist schließlich noch der *unverbildete Zukunftsoptimist*, der *Homo technicus*, der die Frage erhebt, was pflegen wir den alten Schamotte unserer industriellen und vorindustriellen Vergangenheit?

Der Architekt ist also einer der vielen Gesprächspartner des Denkmalpflegers, aber – ich bin sicher – neben dem Planer einer der wichtigsten.

Der Architekt begegnet dem Denkmalpfleger im wesentlichen bei drei Aufgabenbereichen, bei drei, wie mir scheint, wichtigen Aufgaben:

1. Am Einzelobjekt, bei Instandsetzung, Sanierung und Modernisierung eines Baudenkmals und bei der Änderung seiner Nutzung, die ja in den meisten Fällen bauliche Änderungen nach sich zieht.
2. Im Umgebungsbereich von Kulturdenkmalen, beim Bauen im Umgebungsbereich, wo es gilt, auf ein Baudenkmal Rücksicht zu nehmen, wo es gilt, Maß zu halten, wo es gilt, auf die Sprache von vorhandenen Strukturen und Materialien zu reagieren und die hochfliegenden, von Investitionsrenditen getragenen Wünsche eines Bauherrn zu verwirklichen.
3. Im baulichen Ensemble, d. h. in Zonen bestehender geschlossener Bebauung, in Zonen mit eigenem baulichen Charakter, mit eigenem Milieu und eigener Atmosphäre. Anpassung, Einpassung, Maßstab, Integration, Ortsbild, Feinkörnigkeit, Alt-Neu, «Zahnersatz», das sind die Stichworte, die diesen Problembereich umreißen.

Möglicherweise ist das Bauen im alten Ensemble und die Instandsetzung des erhaltungswürdigen Altbaus jetzt, da die Vorstädte und Siedlungen, die Punkt- und Terrassenhäuser mit Wohnqualität im Grünen, die Gemeinschaftseinrichtungen, Kirchen, Schulen, Banken und Kaufzentren gebaut sind, in Zukunft *die* Hauptaufgabe des Architekten. Daraus folgt: der Architekt wird dem Denkmalpfleger möglicherweise öfter begegnen als bisher, oder: die Zahl der Architekten, die noch nie mit einem Denkmalpfleger zu tun hatten (der Prozentsatz ist hoch) wird abnehmen.

Als Denkmalpfleger macht man so seine Erfahrungen im Umgang mit Architekten! Ich weiß nicht, von welchem Architekt ich sprechen soll, von dem «Verständigen» oder dem «Unverständigen», denn auch die gibt es. Eines scheint allen gemeinsam: Der Architekt sieht sich heute mehr denn je als Gestalter – und als Gestalter will er sich selbst verwirklichen. Die Selbstverwirklichung auf dem freien Feld, im Stadterweiterungsgebiet, nichts dagegen – aber im baulichen Bestand? In der altbebauten Straße mit eigener Note, neben einem Baudenkmal?

Hier wird der Denkmalpfleger und all das, für das er eintritt, in den meisten Fällen als Last empfunden, als hinderliche beschränkende, zusätzlich einschränkende Last. Hier ist in den meisten Fällen die Begegnung des Architekten mit dem Denkmalpfle-

ger mit Spannung geladen, das fachliche Gespräch kann hier leicht zur Kontroverse geraten. Wo Kontroversen anstelle von Dialogen entstehen, kommen Kompromisse, meist, wenn wir uns umschauchen, die faulen Kompromisse: acht Geschosse werden beantragt, zwei kämpft der Denkmalpfleger herunter. Sechs sind immer noch zuviel.

Heute stehen die Erzeugnisse des alten und des neuen Bauens hart im Raum der Stadt und des Dorfes, unversöhnlich und bei allen bemerkbaren Versuchen, das Neue in das Alte mit Mitteln der Gestaltung zu integrieren, unbefriedigend, nun Gegenstand des Unbehagens und verbreiteter öffentlicher Kritik.

Jetzt, da der Wind des «Bauen-müssens» nicht mehr so heftig in die Segel bläst, fragen wir: Wohin sind wir denn gefahren in diesen letzten 30 Jahren? Und dabei befragen wir insbesondere das Verhältnis des Neuen zum Alten, als ob hierbei die Qualität des Bauens in besonderer Weise sichtbar wird.

Reicht das erlernte und angewandte Formenrepertoire aus, um mit einer Bauaufgabe, die in eine geschlossene Bebauung einzufügen ist, klarzukommen?

Nun sehen wir: zu keinem Zeitpunkt sind solche gewaltigen und gewalttätigen Kontraste entstanden zwischen Alt und Neu. Unter dem Motto der «Ehrlichkeit», «Sauberkeit», der «Materialtreue», der «Funktionsarchitektur» wurden hypertrophe Kontraste geschaffen, die den Altbestand der Architektur einfach nicht mehr ernst genommen haben können.

Daß es die geglückte, die nach wie vor überzeugende Lösung gibt, wird nicht bestritten. Sie bestimmt jedoch leider nicht das tägliche Geschäft der Denkmalpflege.

Im Jahre des Denkmalschutzes beklagen nicht allein die Denkmalpfleger die Verluste, nicht die des Krieges, sondern die bekanntlich größeren der Nachkriegszeit, beklagt man die Opfer der Verkehrsflüssigkeit und des Großbaus als Störungen von Bild und Funktion unserer Altstädte.

Überlassen wir der Zeitkritik, der Kulturkritik und einer Geschichtsdeutung die Antwort auf die Frage, wie das alles gekommen ist. Vielleicht, und das wäre nützlich, ist die Antwort bald zu erwarten.

Auch der Denkmalpfleger denkt natürlich darüber nach, warum das nicht geklappt hat mit der Einpassung in die Bausubstanz eines Straßenzuges, einer Altstadt und mit dem Bau in der Nachbarschaft eines Baudenkmals.

Die Fragen, die ihm dann kommen, lauten wie folgt:

1. Ist der Architekt, der ein Baudenkmal saniert

oder zur Neunutzung umbaut, im Zuge seiner Ausbildung genügend informiert worden über die Materialien wie Holz, Naturstein, Ziegel, Kalk, Putz, Farbe und deren Bauphysik sowie über die handwerklichen Bautechniken?

2. Ist der Architekt, der eine Bauaufgabe in der Altstadt zu verwirklichen hat, der vielleicht mit dem Neubau auch eine Lücke schließen muß, für diese Bauaufgabe ausgebildet worden? Ist er überhaupt sensibilisiert worden für das Alte und Vorhandene? Ist er in der Lage, den Bestand ernstzunehmen? Oder ist er für ganz andere Aufgaben auf dem freien Feld oder im Bereich einer utopischen Zukunft geschult worden?

3. Hatte es Folgen, daß die Baugeschichte an den Hochschulen zwischen 1962 und 1965 vom Pflichtfach zum Wahlfach geworden ist? Hatte es Folgen im Verständnis, daß das Pflichtfach «Baufaufnahme» im Zuge der Ausbildung zum Architekten zum Wahlfachangebot geworden ist?

«Wir sind doch in bezug auf die alte Baukunst EIERMANN-Geschädigte», brach es vor kurzem aus einem ihrer Kollegen in einer öffentlichen Veranstaltung heraus. Und weiter: «Wir müssen die einseitigen Lehren unserer Lehrer erst einmal überwinden, das ist unser Generationsproblem».

Das aber ist nur eine Seite des Problems. Die andere ist, das kam in Bad Boll heraus, daß die Architektenschaft die Kompetenz der Denkmalpfleger bestritt, bei der Frage, was eigentlich tatsächlich erhaltungswürdig ist.

Die Denkmalpfleger übertreiben, das war wohl auch der Tenor von Bad Boll, das ist aber auch bei jedem Objekt das grundsätzliche Erörterungsthema zwischen den Architekten als Vertreter der Bauherrschaft auf der einen Seite und dem Denkmalpfleger auf der anderen Seite.

Die Denkmalpfleger sind viel zu lahm, das ist die andere Meinung einer Bürgerschaft, die vor kurzem in einer öffentlichen Veranstaltung in Karlsruhe mit der lauten Zustimmung des ganzen Saales geäußert wurde. Diese Äußerung stammt dieses Mal sogar von einem Gemeinderat.

EBERHARD WEINBRENNER

Die Veranstalter dieses Abends haben wohl insgeheim hinter dieses Thema ein Fragezeichen gesetzt, da wir uns ja nicht über eine Selbstverständlichkeit unterhalten wollen. Offensichtlich ist also bei der Tagung in Bad Boll, aber auch überall draußen in der Praxis diese gemeinsame Aufgabe und die Zusammenarbeit von Architekt und Denkmalpfleger in Frage gestellt worden. Es geht bei dieser Veran-

staltung also nicht darum, in welcher Form Denkmalpfleger oder Architekten bestimmte Aufgaben angehen und zu welchen Lösungen sie getrennt oder gemeinsam kommen. Es geht vielmehr um die Frage nach einer möglichen gewünschten oder angestrebten Partnerschaft.

Das Verhältnis zahlreicher Architekten zu den Denkmalpflegern erinnert mich sehr an die Gefühle, die ein Autofahrer gegenüber Verkehrspolizisten hat. Die Autofahrer wissen natürlich alle, daß die Radarkontrollen und damit die Verkehrspolizei notwendig sind, weil wir alle recht großzügig mit Geschwindigkeiten umgehen, aber lieben tun wir die Verkehrspolizisten offensichtlich trotzdem nicht.

Lassen Sie mich zu Beginn einige kleine Begebenheiten aus dem Architektenalltag erzählen, damit Sie sehen, wie es so zwischen Architekten und Denkmalpflegern läuft.

Ein Bauwettbewerbsverfahren in einer Kreisstadt. Es geht um die Sanierung eines innerstädtischen Bezirks rings um das alte Rathaus. Den Teilnehmern wurde gesagt, welche Häuser vor einigen Jahren von der Denkmalpflege als schützenswert bezeichnet worden seien und welche Gebäude bedenkenlos geopfert werden könnten. Nach monatelanger Arbeit der entwerfenden Architekten tagt die Jury; vom Oberbürgermeister über Gemeinderat, Baudirektor, Architekten als Preisrichter bis hin zum Vertreter des Denkmalamtes ist alles zur Stelle. Man diskutiert lange über die Arbeiten, begibt sich zur Ortsbesichtigung, beurteilt die Entwürfe – der Vertreter des Denkmalamtes schweigt zu allem. Erst als die Sitzung ihrem Ende entgegengeht und der Vorsitzende der Jury mehrmals die denkmalamtliche Meinung erbeten hatte, wird zum großen Erstaunen verkündet, es könne gar keine Rede davon sein, daß einer der Entwürfe zur Ausführung empfohlen werden könne, weil das Denkmalamt dem Abbruch der Häusergruppen, die zur Diskussion standen, überhaupt nicht zustimmen werde. Ich habe selten bei einem Menschen rascher die Zornesröte ins Gesicht steigen sehen als beim Oberbürgermeister dieser Stadt. Die Geschichte hat noch Fortsetzungen: Der Vorsitzende des Bewertungsausschusses hat daraufhin die besagten Häuser nochmals angesehen: sie sind nicht unterkellert, Fachwerkwände sind z. T. direkt auf die Steinsokkel aufgesetzt, die lichte Höhe der Räume liegt weit unter den Mindestmaßen der Landesbauordnung, Decken und Wände sind krumm, die Dächer eingesunken – auch bei liebevollster Betrachtung würde man sie als Bruchbuden bezeichnen. Es geht weiter: man trifft sich erneut mit der Denkmalpflege, ge-

wissermaßen auf höherer Ebene. Man beschließt eine klare Abgrenzung und Festlegung, ein Protokoll wird angefertigt, alles atmet auf. Monate später wird vom Denkmalpfleger Nr. 1 das Protokoll als unrichtig bezeichnet, obwohl präzise nachzuprüfende Aufzeichnungen der Vereinbarung vorliegen. Bei einem erneuten Vorstoß wird die Äußerung als persönliche Stellungnahme des Referenten bezeichnet. Wundern Sie sich, daß nicht nur Architekten die Denkmalpflege fragen, ob an eine Partnerschaft ernstlich gedacht ist?

Ein anderes Beispiel: In einer traditionsreichen Zähringerstadt wird eine alte Gasse erneuert. Von einem Haus stehen noch Mauerreste mit einem Rundbogen und einem Fenster, kein historischer Bezug, völlig ohne Schmuck, das Mauerwerk schlecht, keine Feuchtigkeitsisolierung, aber das Denkmalamt besteht auf der Erhaltung beim Aufbau. Mehrkosten nach Schätzung des Stadtbaudirektors 40 000 DM – und auf alle Zeiten dazu noch nasse Wände. Nicht nur Architekten fragen nach dem Sinn dieses Beschlusses.

Das Kuriosum kommt erst: Daneben wird ein riesiger neuer Komplex geplant, der die Struktur der Altstadt durch die Überbauung der früheren Begrenzungsstraße des Stadtkerns völlig verändert. Was ist eigentlich Denkmalpflege?

Ein drittes Beispiel: In einer Stadt mit einem guten Fachwerkbestand wird ein Wettbewerb für ein innerstädtisches Zentrum ausgeschrieben. Ein Architekt als Teilnehmer wundert sich, daß im Auslobungstext einige gute Fachwerkhäuser in einer Straße zum Abbruch freigegeben werden. Er erkundigt sich vorsichtshalber noch beim Stadtbauamt, aber dort wird ihm versichert, alles habe seine Richtigkeit, denn der zuständige Vertreter des Denkmalamtes habe dem Text zugestimmt und sei auch im Preisgericht dabei. Der Architekt erhält den 1. Preis. Es dauert einige Monate, dann bekommt er den Auftrag zur Weiterplanung. Eine Bürgerinitiative gegen das mitgeplante Kaufhaus wird initiiert, sogar der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND wird aktiv. Ergebnis: Das Denkmalamt bezeichnet die ursprüngliche Äußerung für nicht mehr verbindlich, dem Projekt wird die Zustimmung versagt, es wartet noch heute auf seine Realisierung.

Eine weitere unfreundliche Geschichte: In einer Kreisstadt draußen in der Provinz steht ein alter Fruchtkasten mitten in einem gut erhaltenen Ensemble, fürchterlich verbaut, aber der Fachmann sieht, daß hinter den Anbauten ein prachtvolles Stück des 17. Jahrhunderts steckt, mächtig in den Dimensionen, ähnlich etwa dem vor einigen Jahren glänzend restaurierten Steinernen Haus in St. Gal-

len. Eine Bank möchte den Platz, und die Stadtverwaltung will den alten Kasten loshaben, angeblich auch aus Verkehrsgründen. Der Denkmalrat tagt, der Abbruch wird abgelehnt. Man holt einen Professor als Gutachter, der einen Bankneubau mit einigen artigen Steildachmotiven entwirft. Der Vorsitzende des Denkmalrates tritt in den Ruhestand, sein Nachfolger, frisch im Amt, beruft den Denkmalrat wieder ein und läßt den Abbruch beschließen. Das artige Steildach verschwindet aus den Plänen, jetzt steht an derselben Stelle ein Bankgebäude in Glas und Aluminium da, – übrigens gut gemacht – aber der Platzcharakter wurde durch den Abbruch des alten Gebäudes völlig verändert. Ich frage Sie: wem geben Sie denn hier die Schuld? Den Architekten, die schließlich ihren Neubau gut gestaltet haben – oder vielleicht doch auch jemandem andern, etwa dem Denkmalrat, der sich überfahren ließ, oder der Öffentlichkeit oder der Stadt oder dem Stadtrat, dem die Phantasie zum Erkennen fehlte, welche Möglichkeit darin bestanden hätte, diesen alten Bau mit neuem Leben zu erfüllen und mit neuen Bauteilen zu ergänzen, wie es z. B. im Ausland excellent vorexerziert wurde?

Mein Büro bearbeitet im Augenblick den Umbau eines Gebäudes, das als Kulturdenkmal (ersten Ranges!) eingetragen wurde. Dort waren in den letzten Jahren verschiedene Baumaßnahmen mit Billigung und Unterstützung des Landesdenkmalamtes durchgeführt worden. Jetzt ist eine andere Außenstelle des Denkmalamtes kompetent. Nachdem wir tätig geworden sind, werden wir gebeten, die in den letzten Jahren eingebauten Teile wieder zu verändern, da sie nicht den heutigen Ansichten der Denkmalpflege entsprächen. Wer das wohl zahlt? Es liegt mir fern, aus diesen Vorgängen nun die Denkmalpfleger und ihre Vertreter abzuwerten. Ich wollte damit aber zeigen, wie unsicher die Aussagen sind, wie sie sich wandeln, wie oft sie personenabhängig sind – und wie sehr sich die Denkmalpflege hüten sollte, die Versäumnisse der vergangenen Jahre, an denen wir alle ein ordentliches Quantum an Schuld tragen, nun einfach den Architekten anzulasten, wie es jetzt auch die Öffentlichkeit mit einer gewissen Schadenfreude zu tun pflegt.

Im übrigen ist es billig, den Architekten jetzt das in die Schuhe zu schieben, was die Gesellschaft als Ganzes über Jahrzehnte hinweg versäumt hat. Denn jeder von uns hat in den zurückliegenden Jahren alles getan, um seinen privaten Wohlstand zu fördern, aber die Wörtchen Gemeinwohl und Gemeinsinn rangierten sehr weit unten in der Skala unserer Wertigkeiten.

Denkmalpfleger und Architekten als Partner. Lassen Sie mich meine Gedanken in einigen Thesen zusammenfassen:

1. Geschichte ist nicht nur Vergangenheit, sondern ein immerwährender Prozeß bis zum Heute, das schon morgen Vergangenheit sein wird. Wir Architekten wollen nicht nur nach dem Motto des Denkmaljahres eine Zukunft für die Vergangenheit, sondern auch eine Zukunft für die Gegenwart und das Morgen. Dann kann aber die Denkmalpflege nicht die Geschichte wie bei einem Film plötzlich irgendwann abreißen lassen, mit dem Ende des 19. Jahrhunderts etwa die Baugeschichte aufhören lassen. Denkmalpflege im recht verstandenen Sinn ist das Bewahren unserer Vergangenheit nicht im Musealen, sondern als Übernahme lebendiger Tradition in unsere Zeit.
2. Die wesentlichen Entscheidungen über die Veränderungen unserer Städte werden nicht von den Architekten getroffen. Es sind meist politische Entscheidungen, oft genug von wirtschaftlichen Zwängen gedrängt. Eine Untersuchung hat ergeben, daß in der BRD nur etwa 30 Prozent der die Umwelt beeinflussenden Baumaßnahmen von Architekten geplant und gebaut werden. Und wer steckt dann noch alles in diesen 30 Prozent: der Oberbaurat bei der Bundesbahn genauso wie der technische Zeichner der kleinen Siedlungsgesellschaft, der die Pläne für das nächste Baugesuch aus der Schublade holt. Die entscheidenden Veränderungen unserer Umwelt geschehen durch Maßnahmen, die nicht von Architekten geplant werden: durch den Bau von Straßen und Kläranlagen, durch Kraftwerksbauten, Überlandleitungen und riesige Industrieanlagen, die nie über den Zeichentisch eines Architekten gelaufen sind. Generalübernehmer und Generalunternehmer, Manager und Consultingfirmen – der Architekt oft genug als der gerade noch geduldete Störenfried in diesem Mechanismus der Zwänge.
3. Wenn der Denkmalpflege ernstlich daran liegt, Einfluß zu nehmen auf unsere Umwelt, so muß sie zum einen den politischen und öffentlichen Einfluß gewinnen, der ihr ein wirklich effektives Handeln erlaubt, und zum andern muß sie alles daran setzen, die Mitarbeit der Architekten zu initiieren, die gewillt sind, schöpferisch mit der Denkmalpflege zusammenzuwirken. In den letzten Tagen war ich mit einigen Kollegen anläßlich einer Denkmalpflegetagung in Kolmar: Wir sind vor Neid erblaßt, mit welcher Gestaltungsvollmacht dort die Architekten ausgestattet

sind. Noch eindrucksvoller aber war, mit welcher Souveränität der dortige Oberbürgermeister Architekten aus ganz Frankreich zusammengeholt und mit welchem Vertrauen er sie an die Arbeit geschickt hat. Denkmalpflege bedarf der politischen Unterstützung, sonst bleibt sie wirkungslos. Die Denkmalpfleger sollten einmal überlegen, ob die Architekten sie nicht bei der Durchsetzung ihrer Gedanken wirksam unterstützen könnten.

4. Wenn ich hier für meine Kollegen sprechen soll, nehme ich für sie in Anspruch, daß seit Kriegsende eine Menge guter Architektur erstellt wurde, mit hohen Qualitätsmerkmalen, in Harmonie und mit Atmosphäre – neben leider vielem Mittelmäßigen und mancher Scheußlichkeit. Ich bin davon überzeugt, daß wir eine große Zahl guter Architekten haben, die in einer fruchtbaren Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege zu erstaunlichen Leistungen angeregt würden. Es ist nicht nur die Schuld der Architekten, daß sich die Denkmalpflege meist mit eher mittelmäßigen und braven Architekten verbündet als mit den nicht zur jeder Anpassung bereiten. Mein Kollege PETER HAAG war doch wohl eine Ausnahmeerscheinung im Kreis der denkmalpflegerisch tätigen Architekten. Die Denkmalpflege sollte sich dem Qualitätsbegriff öffnen, der doch auch für sie abseits von allem Modischen und Gewollten erkennbar sein müßte.
5. Die Architektur der Nachkriegszeit ist das Ergebnis unserer damaligen und heutigen gesellschaftlichen Situation. Der Wiederaufbau ist vor allem der Förderung der Privatinitiative und damit zwangsweise der Übersteigerung des Eigennutzes gegenüber dem Gesamtwohl zu verdanken. Denkmalpflege hat jedoch primär das Gesamtwohl im Auge – oft zu Lasten des privaten Eigentümers. Fruchtbare Denkmalpflege ist nur möglich, wenn hier ein Denkprozeß einsetzt. Auch hier wäre eine Partnerschaft zwischen Denkmalpflege und Architekten hilfreich. Architekten in der ganzen Welt haben einst gegen den Widerstand des allgemeinen Geschmacks dem Funktionalismus zum Sieg verholfen – warum sollte ein Bündnis zwischen Denkmalpfleger und Architekten nicht auch hier eine Gedankenwelt verändern können, wenn es nicht der museale, sondern ein mit Leben erfüllter Denkmalpflegegedanke wäre?
6. Die Streitpunkte zwischen der Denkmalpflege und den – auch zur Zusammenarbeit gewillten – Architekten sind nicht in erster Linie Fragen der Erhaltung von wertvollen Kulturdenkmälen.

Hier gibt es kaum divergierende Meinungen – von Ideologen auf beiden Seiten abgesehen. Schon erheblich schwieriger wird es bei der Feststellung, welche Bauten überhaupt als Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalgesetzes festzusetzen sind. Die Ansichten stoßen hart aufeinander, wenn es um die Bereiche Änderung der Stadt- oder Ensemble-Struktur, um Festschreibung oder Veränderung, und um die wirtschaftlichen Zwänge, um die Stellung des Architekten als Erfüllungsgehilfe des Bauherrn geht.

Lassen Sie mich diese Bereiche kurz erläutern:

- 6.1 Änderung der Stadt- oder Ensemble-Struktur
Unsere alten Städte sind durchweg auf der Kleinparzellierung und Kleinstruktur des alten Bürger- und Handwerkerhauses aufgebaut. Diese Strukturen entsprechen heute nicht mehr unserer arbeitsteiligen Gesellschaft – anstelle des kleinen Lädchens mit Zichorie und Bärenreck, mit Zucker aus dem Sack und den hundert kleinen Schubfächern im Regal treten Kaufhäuser: Karstadt und Kaufhof gegen Tante Emma. Wie sollen diese neuen Großgebilde in die altstädtische Struktur eingebunden werden? Breuningerland hinter Fachwerkgiebeln?
- 6.2 Festschreibung oder Veränderung
Wenn sich die Denkmalpflege dazu bekennt, daß Geschichte ein Prozeß ist, der über die Gegenwart in die Zukunft reicht, dann kann in unseren Städten nicht die Uhr einfach angehalten werden. Ich warne die Denkmalpflege: wenn sie sich auf diesen Weg begibt, wird sie in der Öffentlichkeit wieder in die Rolle zurückfallen, in der sie jahrelang gelebt hat: angebliche Spintisierer ohne Sinn für die Realitäten unserer Welt. Dann werden die Flächensaniierer wieder fröhliche Urständ feiern. Nur wenn die Denkmalpflege bereit ist, die schöpferische Leistung und den Qualitätsbegriff in ihre Überlegungen einzubeziehen, wird sie Bestand haben. Dann können Sammlungen von Formkanons und Gestaltungsvorschriften nur notwendige Krücken sein, die das Zwiegespräch offen lassen zwischen dem Architekten, der differenziert gestalten kann und will, und dem sensiblen Denkmalpfleger.
- 6.3 Die Zwänge des Architekten als Erfüllungsgehilfe des Bauherrn
Man kann den Architekten manche Bausünde der letzten 20 Jahre anlasten. Aber ich würde Sie gerne einmal an einer Besprechung zwischen einem Architekten, einem Bauherrn und etwa einem Rationalisierungsfachmann teilnehmen lassen. Hier sind die Architekten oft

Zwängen ausgesetzt, die nicht so billig mit mangelndem Rückgrat oder dem Schielen nach dem Honorar abgetan werden können. Die Öffentlichkeit ruft nach Sparsamkeit – wenn nur ein Bruchteil dessen, was man einem historischen Gebäude als selbstverständlichen zusätzlichen Aufwand für den geschichtlichen Mehrwert zuerkennt, unseren neuen Bauten über die bloße Zweckerfüllung hinaus zugestanden worden wäre, würde manche triste Schöpfung unserer Tage wesentlich besser dastehen. Hier müßte der Denkmalpfleger uns Architekten mehr Schützenhilfe geben, das angeblich etwas labile Rückgrat mit einem behördlich verordneten Korsett verstärken, Mut haben zu einer Komplizenschaft zwischen Denkmalpfleger und Architekt gegenüber den großen Machern in unserer Gesellschaft.

7. Denkmalpfleger und Architekten müssen das Gespräch wirklich ernsthaft darüber vertiefen, wo die Grenze des Zumutbaren bei Forderungen nach eklektischen Wiederherstellungen vor allem im Ensemble liegt. Bitte sehen Sie als Denkmalpfleger auch die verschiedenen Lager, aus denen wir kommen: Sie meist als Kunsthistoriker, für die Stile eine Abfolge auch verschiedenster handwerklicher Auffassung sind, für die z. B. die Scheinarchitektur des Barock eine Selbstverständlichkeit ist, während uns Architekten eine Generation von Hochschullehrern Materialgerechtigkeit, bauliche Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit der Konstruktion eingetrichtert hat. Die meisten Architekten verdrängen bei CORBUSIERS Ronchamp das Wissen, daß hier Betonarchitektur mit einer Menge Rippenstreckmetall und Putz vorgetäuscht wurde – wie er das bewältigt hat, so daß heute noch Architekten dahin wallfahrten, das könnte z. B. ein Gesprächseinstieg zwischen uns beiden sein.

Bitte haben Sie Verständnis dafür, daß mein Schlußwort persönlich gefärbt ist. Ich habe dieses Thema: Denkmalpflege – eine gemeinsame Aufgabe – für mich und mein Büro schon seit Jahrzehnten nicht mit einem Fragezeichen versehen müssen. Ich habe Hochhäuser und große Industrieanlagen gebaut – aber ich habe auch schon eine schwäbische Hallenkirche der Spätgotik und einen Festsaal der württembergischen Herzöge restauriert. Deswegen erschien mir die Zusammenarbeit mit dem Denkmalpfleger als etwas Selbstverständliches. Aber ich habe mich über die Denkmalpflege auch schon mächtig geärgert – denn die Geschichten am Eingang meines Referats waren eben leider auch selbsterfahrene, schwäbische Wirklichkeit.

Ich gebe gerne und mit Freuden zu, daß sich vieles zum Guten gewendet hat, Die Denkmalpflege hat ihr Selbstbewußtsein wiedergewonnen, nachdem sie jahrzehntelang zum Hanswurst der Baubehörden und Architekten degradiert worden war. Vor einigen Tagen bin ich mit einem Ihrer Kollegen, Herr ANSTETT, zu einem Rathaus gefahren, das mitten in einem Dorf am Rande der Schwäbischen Alb in den vergangenen Monaten entstanden ist, und das in Farbe und Material freundschaftlich zwischen dem Denkmalpfleger und uns Architekten abgesprochen worden war. Ich gebe gerne zu, daß die Anregungen Ihres Kollegen dem Bauwerk nicht geschadet haben, sondern eine Bereicherung ergaben. Wir sind davor gestanden und haben beide festgestellt, daß es eine gute Sache geworden sei. Das ist wohl die Partnerschaft, die wir meinen. Die denkmalpflegerischen Gesichtspunkte wurden gewahrt: die Maßstäblichkeit des Baukörpers, das Steildach bis hin zur Biberschwanzdeckung, die gedeckte Farbe. Aber es ist eben keine billige Imitation geworden, sondern durchaus ein Bauwerk unserer Zeit, mit der Handschrift des Architekten, die sich nicht aufdrängt, aber sich auch nicht verleugnet.

Wenn wir immer zu solchen Gesprächen kommen würden, dann wäre Denkmalpflege für Architekten und Denkmalpfleger wohl eine spannende, aber nicht eine nervenaufreibende Sache. Dann müßten wir nicht mißtrauisch fragen, wer nun wen übers Ohr hauen will, sondern wir würden – wenn auch vielleicht mit unterschiedlichen Standpunkten – am selben Strang ziehen. So wie die Denkmalpflege mit Recht verlangt, daß wir Architekten uns in die historische Substanz einarbeiten, so müssen wir auch von den Denkmalpflegern erwarten, daß sie unsere Überlegungen zumindest als einen Beitrag im vielstimmigen Chor denkmalpflegerischer Gedanken akzeptieren. Ganz konkret für die Praxis müßte das bedeuten, daß nicht nur im Denkmalrat, sondern auch in denkmalpflegerisch tätigen Ausschüssen Architekten gleichberechtigt mitwirken sollten. Diese Gutachterausschüsse sollten im Interesse der Denkmalpflege weit gestreut zur Beratung eingesetzt werden – nicht nur bei irgendwelchen spektakulären Bauvorhaben, denn das Bild unserer Umwelt wird nicht in Weingarten oder in der Calwer Straße in Stuttgart geformt, sondern draußen in unseren Städten und Dörfern. Dann würde Denkmalpflege lebendig werden, so wie es JEAN JAURÈS, der 1914 ermordete, uns Deutschen wohlgesinnte französische Sozialist, formuliert hat: *Tradition überliefern heißt nicht Asche aufbewahren, sondern eine Flamme am Brennen erhalten.*

Ein Preuße in Schwaben: Friedrich Nicolai

Günter Niklewski

Als Erfahrung des anderen, auswärtigen schärft Reisen den Blick fürs eigene. Das Überschreiten von Grenzen, den vertrauten Lebensraum hinter sich zu lassen, ermöglicht gegenüber diesem neue Perspektiven, vermag in ihm Geltendes zu relativieren und von außen im Licht der Kritik transparent zu machen. Nicht nur im Raum werden Grenzen überschritten; die Grenzen des Vorurteils finden in eigener Erfahrung ihre Korrektur.

Die Reiseliteratur bekundet so nicht nur ein Interesse für das Fremde, sondern auch für die Wirklichkeit, in die der Reisende mit seinen Erfahrungen zurückkehrt. In Deutschland nimmt diese Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen ungemein starken Aufschwung. Es entsteht eine Vielzahl der unterschiedlichsten Reisebeschreibungen; von rein geographischen und politisch-statistischen Beschreibungen bis hin zu den empfindsamen Reiseschilderungen, die in der Nachfolge der *Sentimental Journey through France and Italy* von LAURENCE STERNE (1768) stehen. Ein Rezensent der Berlinischen Monatsschrift kennzeichnet die Ausbreitung dieses Genres: *Fast niemand macht ja itzt in Deutschland eine Lustpartie mehr für sich; Nord und Süd muß es erfahren, muß lesen, was dem theuren Mann begegnet und (noch schlimmer!) was ihm dabei eingefallen ist.*¹

Die Aufklärer messen dem Reisen für ihre Intentionen große Bedeutung bei; so schreibt IMMANUEL KANT in der Vorrede zu seiner Anthropologie, welche die *Erkenntnis des Menschen als Weltbürger* befördern soll, wie nützlich das Reisen für dieses Vorhaben ist: *Zu den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie im Umfange gehört das Reisen; sei es auch nur das Lesen der Reisebeschreibungen.* Einschränkend sagt er aber auch, daß vorher zu Hause man sich *durch Umgang mit seinen Stadt- oder Landesgenossen sich Menschenkenntnis erworben haben (müsse), wenn man wissen will, wornach man auswärts suchen solle.*²

Einzelne Autoren haben sich dieses Bedürfnisses, wissen zu wollen, wonach man auswärts suchen soll, angenommen und Reisehandbücher verfaßt, in denen nicht nur Auskünfte über Wege, Herbergen und Post zu finden sind, wo nicht nur das Reisen von seiner ganz praktischen Seite erleichtert werden soll, sondern wo auch der Gang der Erfahrung des Reisenden minutiös genau vorgezeichnet wird; derart etwa, wie und was vorrangig zu beobachten ist, wie der Umgang mit Menschen in einer fremden Gegend zu gestalten ist, damit bestmögli-

che Einsicht in ihre Eigenarten geschehen kann, nach welchen Prinzipien ein Reisetagebuch anzulegen und zu führen ist.³

Soweit ein kurzer Abriß, der das Umfeld des NICOLAISchen Reisewerks ein wenig aufhellen sollte.

FRIEDRICH NICOLAI (1733–1811), Verlagsbuchhändler, Literat, Herausgeber der *Allgemeinen deutschen Bibliothek*, unternahm im Jahre 1781 eine siebenmonatige Reise, die ihn über Sachsen und Thüringen, über das fränkische Gebiet nach Österreich führte, wo er sich hauptsächlich in Wien aufhielt, von dort über München nach Württemberg; schließlich über die Schweiz und das Elsaß nach Hessen, Hannover und Braunschweig zurück nach Berlin.

In zwölf Einzelbänden erschien dann sukzessive in den Jahren 1783 bis 1796 die *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten*. Drei dieser zwölf Bände sind allein dem schwäbisch-württembergischen Gebiet gewidmet. Von Augsburg kam NICOLAI über Ulm, Geislingen und Esslingen nach Stuttgart; mit Abstechern nach Ludwigsburg und dem Hohenasperg reiste er dann nach Tübingen und von dort nach St. Blasien, mit dessen Beschreibung das Werk abbricht und nicht, wie der Titel verspricht, über die Schweiz noch etwas mitteilt.

Den größten Raum nehmen in diesen drei Bänden Beschreibungen der Städte Ulm, Stuttgart und Tübingen ein. GUSTAV RÜMELIN, der ehemalige Kanzler der Universität Tübingen, hat die Bedeutung dieser Bände für die Landesgeschichte hervorgehoben. *Die drei Bände von Nicolais Reise durch Schwaben sind jedoch speciell für den Württemberger heute noch nicht nur ein lesbares, sondern ein vielfach lehrreiches und interessantes Buch. Man wird Mühe haben, über die altwürttembergischen Zustände am Ende des vorigen Jahrhunderts aus einheimischen Quellen ein so gutes und vollständiges Bild zusammenzulesen, und ein Geschichtsschreiber dieser Periode wird Nicolais Werk zu seinen werthvollsten Quellen zu rechnen haben.*⁴ Legt RÜMELIN das Interesse hauptsächlich auf die Fülle von besonders wirtschaftsgeschichtlich und sozialhistorisch relevanten Fakten, so soll versucht werden, die Intentionen des Autors und die Art und Weise ihrer Durchführung zu problematisieren.

NICOLAI selbst hat in zahlreichen Vorworten und Beilagen zu den einzelnen Bänden gegenüber der



FRIEDRICH NICOLAI.

Gemälde von Nikolaus Lauer, 1800

Kritik zeitgenössischer Rezensenten an seinem Reiseswerk versucht die Absichten zu verdeutlichen, die er mittels seiner Beschreibung verfolgt. So schreibt er im Vorwort des von Ulm handelnden neunten Bandes, daß es seine Absicht sei, mit *Sorgfalt und Unparteylichkeit . . . ein getreues Bild der Städte und Länder zu geben* . . .⁵ Und gegen den Vorwurf gewandt, daß bei solchem Vorgehen die literarische Qualität leide, führt er weiter aus, wie und zu welchem Zweck dieses *getreue Bild* gegeben werden soll: *Wer in der Schilderung einer Stadt oder eines Landes Alles nur so stellen will, wie es sich ausnimmt; wenn es ihm (so wie z. B. dem sonst so schätzbaren reisenden Franzosen⁶ nicht so genau darauf ankommt, ob er ein wenig zu viel oder zu wenig sagt; der wird, wenn er nicht ganz stumpfsinnig ist, die Gegenstände leicht so schildern können, wie sie den Leser am leichtesten unterhalten. Bey einer solchen Art der Erzählung ist denn freylich Wahrheit und Unterricht oft nur eine Nebensache; ich habe mir beide beständig zur Hauptsache, hingegen die Unterhaltung nur zur Nebensache gemacht.*⁷ Bleiben wir bei der Beschreibung von Ulm, so wird gleich unklar, wen eigentlich er unterrichten will, ein Publikum in Berlin über die bereisten Gegenden oder ein Publikum in diesen Gegenden darüber, was dort noch nicht «comme il faut» ist. Bevor er daran geht, eine Beschreibung von Ulm zu geben, setzt er sich erst von einem Vorgänger, der überdies noch

Ulmer ist, ab; seine Beschreibung *Ulm mit seinem Gebiete* (1786) – der Verfasser ist JOHANN HERKULES HAID – entspricht nicht den Maßstäben NICOLAIS: *Es ist unbegreiflich, daß noch immer Leute, welche unternehmen, Städte zu beschreiben, nicht einmal in so weit wissen was dazu gehört, daß sie sich nur befeissen die Gegenstände in gehöriger Ordnung zusammenzustellen; da doch ohne genaue Ordnung, Verhältniß und Übereinstimmung der Nachrichten kein richtiges geschweige ein anschauendes Bild einer Stadt entstehen kann.*⁸ NICOLAI bemängelt, daß die Lage Ulms in dieser Beschreibung nicht im geographischen Maß nach Länge und Breite angegeben ist, daß der Umfang der Stadt und ihre internen Größenverhältnisse in einer in Ulm gebräuchlichen Maßeinheit, dem Ulmischen Werkschuh, angegeben sind. Er verbessert vermeintliche Fehler seiner Vorgänger immer im Hinblick auf eine durchzusetzende Allgemeinheit der Maßeinheiten und Beschreibungsprinzipien. So äußert er sich bei der Beschreibung seines Aufenthalts in Stuttgart: *Es ist immer äußerst unangenehm für jemand, der, wie ich, nur unparteyisch die Wahrheit suchen will, wenn er nicht nur fast allenthalben auf willkürliche und unrichtige Angaben stößt; und erst nachdem er lange dadurch irre geleitet worden, endlich aus den Mißverhältnissen mit andern bekannten Umständen zu merken anfängt, es müsse irgendwo ein Fehler stecken und sogar sehen muß, daß die am leichtesten zu findenden Umstände falsch angegeben sind.*⁹ Nicht, daß der reisende NICOLAI sich wegen falscher Angaben zwischen Ulm und Stuttgart etwa verirrt – über derartiges erfahren wir nichts; das Ziel besteht darin, die durchreisten Landschaften nach Maßstäben, die weitere als nur provinzielle Geltung haben, zu durchmessen und den Dingen nach diesem Maß ihren festen Platz zuzuweisen.

Zu den ausführlichsten Passagen der Beschreibung gehören Betrachtungen der ökonomischen Verhältnisse im Württembergischen. Dabei wird deutlich, daß NICOLAI nicht gar so *unparteyisch* verfährt, wie das Vorwort ankündigt, daß er eine durchaus eindeutige Position bezieht. Wieder auf Ulm gerichtet schreibt er: *Wohin man doch seine Augen richtet, findet man mit Bedauern große Fehler und Sorglosigkeit in der ulmischen Landesökonomie und Staatswirthschaft, wobey dieser Staat wohl verfallen muß! Möchte doch von Ulm der Geist der kleinen Republiken weichen, der sich so oft allen Verbesserungen widersetzt, weil er sie als unnütze Neuerungen ansieht, der alles ununtersucht bey den Alten lassen will, der auf den Zuwachs von Kenntnissen mißtrauisch und eifersüchtig zu seyn pflegt, und jeden Patrioten, der Mängel und Ursachen anzeigt, so gern als einen Klügling verschreyen mag!*¹⁰ Und bei der Be-

schreibung Stuttgarts unter dem Titel *Handel in Württemberg: Ich habe es mir bey meiner Reise zum vorzüglichsten Geschäfte gemacht, mich nach der Nahrung einer jeden Stadt und jedes Landes, es sey Kunstfleiß oder Handel, so viel möglich zu erkundigen; denn der Wohlstand hängt davon ab, und selbst der Charakter der Einwohner wird dadurch auf mannichfaltige Weise modifiziert*.¹¹ Es ist NICOLAI um die Prinzipien der Manufakturwissenschaft¹² zu tun, die in den Bereich der noch ausschließlich vom Handwerk geprägten Produktion eindringen – gegen den Widerstand z. B. der Ulmer Patrizier, die durch Abgabeverordnungen, die noch am lokalen Markt orientiert waren, die Leinwandweberei und den Handel derselben behinderten. *Man unterwirft den Weber einer Abgabe auf das, was er fabriciert; man läßt ihn noch eine Abgabe von der Waare geben, die er dem Ausländer verkauft; und man unterwirft ihn drückenden Formalien, durch welche er den Plackereyen der Unterbedienten ausgesetzt ist! Man könnte nicht zweckmäßiger verfahren, wenn man diese Manufaktur und diese dazu gehörige Industrie ganz unterdrücken wollte*.¹³

Aus dieser wohlmeinenden Beurteilung des sich etablierenden Manufakturwesens ergibt sich auch NICOLAIS Kritik des Schulwesens in Württemberg. NICOLAI kritisiert eine zur Zeit seines Aufenthaltes in Ulm noch praktizierte Benefizienregelung, die es auch unbemittelten Ulmer Familien gestattete, ihre Söhne das Gymnasium besuchen zu lassen. *Wie wenig feine Empfindungen weckt dieß bey Eltern und Kindern, die früh der Idee gewohnt werden, aus dem Hospitale zu leben . . . Daher suchen auch die ärmsten Bürger, ihre Kinder ins Gymnasium zu schicken, sie mögen nun Fähigkeiten haben oder die größten Dummköpfe seyn; genug sie werden vom Hospitale ernährt . . . und können vermöge ihrer metaphysischen Kollegien einmal Herren werden*.¹⁴

Auch das Schulwesen wird einem Nützlichkeitsaspekt unterstellt; die metaphysischen Kollegien sind ihm der größte Dorn im Auge – an ihnen liegt das Defizit an Realausbildung, die im ausgehenden 18. Jahrhundert von bürgerlicher Seite zur Reform der Schulen gefordert wurde. Doch wie sich NICOLAI diese Realausbildung vorstellt, beleuchtet ein für sein Verständnis positives Beispiel, das des Waisenhauses in Ludwigsburg. *Warum ist denn im Waisenhause zu Ludwigsburg, wenig Meilen von Ulm eine sehr gute Industrieschule, ja sogar eine Art von Manufaktur?*¹⁵ Bei der Beschreibung von Ludwigsburg geht er nochmals auf diese «vorbildliche» Anstalt ein: sie war gleichzeitig Waisenhaus, Zucht- und Unterbringungsort für psychisch Kranke. Es kennzeichnet NICOLAIS soziale Wahrnehmung, daß ihn die Kinder, die dort untergebracht waren,

der Unterricht, den sie bekamen, gar nicht sonderlich interessiert; er weiß nur hervorzuheben, wie sie schon in der unmittelbaren Produktion eingesetzt wurden. *In diesem Hause ist eine Manufaktur von Moll, Flanell und Tüchern. Das Weben dieser wollenen Zeuge geschieht im Hause von gelernten Tuchmachern. Die Züchtlinge männlichen Geschlechts und die Waisenknaben . . . säubern, kartätschen und kämmen die Wolle; und die Weibspersonen im Zuchthause, so wie auch die Waisenmädchen spinnen sie*.¹⁶ Auch bei der Beschreibung des Militärwaisenhauses, das sich ebenfalls in Ludwigsburg befand und 1779 in der ehemaligen Kaserne der Garde zu Fuß eingerichtet worden war, richtet sich sein Hauptinteresse darauf, wie die Kinder neben ihren Lehrstunden zur Arbeit eingesetzt wurden. *Außer den Lehrstunden müssen die Knaben die im Hause nöthigen Dienste verrichten, und die Mädchen besorgen die Ökonomie, kochen, säubern die Zimmer, machen die Betten u. s. w. Außerdem spinnen die Knaben Baumwolle, und die Mädchen stricken und spinnen Baumwolle und Flachs*.¹⁷ Daß es sich bei all dem schon um Institutionalisierungen von Kinderarbeit im manufakturien Bereich handelt, um die Anfänge einer Entwicklung, die im 19. Jahrhundert ihre inhumanen Seiten besonders kraß offenbaren wird, vermag er nicht zu sehen; die *feinen Empfindungen*, die er in Ulm bei den Empfängern der Wohltätigkeit vermißt, haben ihn selbst verlassen. Die Einschränkung der Perspektive auf den ökonomischen Fortschritt verhindert Einsichten in Bereiche, die sich dem Nützlichkeitskalkül entziehen und vernebelt den Blick auf die weniger schätzenswerten Folgen desselben. Dennoch ist festzuhalten, daß durch die Hinwendung auf quantifizierbare Kriterien – Nicolai versteht sich als *politischer Rechner*¹⁸ auch eine Vielzahl von Informationen einer bürgerlichen Leseröffentlichkeit zugänglich gemacht wird, die ihr bei dem Informationsmonopol des feudal-absolutistischen Staates verschlossen gewesen wären. Diesen Aspekt würdigt RÜMELIN, wenn er sagt: *Man glaubt oft ganz einen der liberalen nationalökonomischen Schriftsteller der Gegenwart zu hören, wenn man diese Erörterungen über Bevölkerungsstatistik, Auswanderung, über die Fesseln des Ackerbaus, über Stallfütterung und Bracheinbau, die Gründe des Zurückgehens gewisser Handelszweige, die Klagen über die Abhängigkeit der Schule von der Kirche, den Mangel der realistischen Fächer in den Lehrplänen, über die Strenge der Sonntagsfeier, über die Unwissenheit der Beamten in volkswirtschaftlichen Dingen liest*.¹⁹

Doch der Verzicht darauf, zu schildern, wie etwas sich ganz subjektiv für den Betrachter in seiner Gesamtheit ausnimmt (vgl. die Kritik am reisenden Franzosen), und statt dessen in peinlicher Akribie

Steinchen an Steinchen zu setzen, stellt die NICOLAI'sche Reisebeschreibung in markanten Kontrast zu solchen anderer Intentionalität. Sieht man von den empfindsamen Reisebeschreibungen für unsere Zwecke ab, dann ging es anderen politischen Reiseschriftstellern, wie etwa dem «reisenden Franzosen» RIESBECK, darum, über die Grenzen der Kleinstaaten hinweg, der Formulierung eines «Nationalcharakters» behilflich zu sein. So schreibt aus Stuttgart JOHANN KASPAR RIESBECK an seinen fiktiven Briefpartner: *Ich will Deutschland bis auf einen gewissen Grad im eigentlichsten Verstande studieren. Und gegen Reisende gewandt, die sich vorab dieser Eigentlichkeit durch selbstauferlegte Beschränkungen benehmen, erläutert er sie: Man muß sich in alle Klassen des Volks mischen, das man will kennenlernen. Selten tun dies die Herren, die uns ihre Reisen beschreiben; selten können sie es tun. Gemeiniglich bleiben sie in dem engen Zirkel von Leuten, in den sie von ihrem Interesse, ihrer Laune, ihrem Vergnügen, ihrem Stand und so weiter gezogen werden und sehen dann alles nur einseitig an. Kurz, man muß ein studierender Reisender von Profession sein, um in das Eigentümliche eines ganzen Volkes einzudringen.*²⁰

Solche Unmittelbarkeit der eigenen Erfahrung hat bei NICOLAI keinen Platz. Man kann bei seiner Reisebeschreibung schlechthin nicht vom *Vorrang des Erlebten und Erfahrenen*²¹ reden. Allein die Tatsache, daß er einige Bände erst bis zu zehn Jahren, nachdem die Reise getan war, herausgibt, macht dies fragwürdig. NICOLAI hat ein dezidiertes Interesse, eben jene Beförderung bürgerlicher Geschäftigkeit, dem er weniger dadurch nachgeht, daß er versucht, in den bereisten Gegenden Erfahrungen mit Sitten und Gebräuchen, Institutionen und den von ihnen erfaßten Menschen zu machen, als daß er vielmehr seine Tätigkeit auf Erörterung anderer Positionen zu den von ihm favorisierten Problemstellungen richtet. Zum großen Teil bezog er seine Informationen aus Freimaurerkreisen; meistens traf er nur mit in seinem Sinne aufgeklärten Gesprächspartnern zusammen.

Das Nachteilige, ja geradezu Verfälschende solchen Vorgehens wird bei seinen Anmerkungen zum Problem der Auswanderungen in Württemberg im ausgehenden 18. Jahrhundert deutlich.

NICOLAI beginnt diese Anmerkungen mit der Widerlegung des Arguments, in Württemberg lebten zu viele Menschen, was der Grund für die Auswanderungen sei. *Daß die Volksmenge in Württemberg so übermäßig groß wäre, daß die Menschen deswegen auswandern müßten, scheint mir ganz ungegründet, obgleich manche Württembergische Schriftsteller dies be-*

*haupten. Die Wirtemberger lieben ihr Vaterland so sehr, daß einige glauben, es gehe an Vortrefflichkeit und an Menschenmenge allen Ländern der Welt vor, ja es wären der Menschen in Württemberg zu viel.*²²

Darauf folgt ein hauptsächlich statistischer Beweisgang, in dem er anderen Geographen, wie etwa BÜSCHING, Ungereimtheiten und Fehler vorrechnet und sich über die ineffizienten Methoden der Volkszählung im damaligen Württemberg mokiert. *Es scheint mir also aus mehreren Gründen, daß die bisherigen Württembergischen Bevölkerungstabellen, besonders die Zählungen nicht genau sind. Um so viel weniger kann man daraus auf eine verhältnismäßig so sehr große, ja sogar allzugroße Bevölkerung schließen.*²³

Und ohne für dieses Argument einen anderen Beweis zu haben, als eben jene Mängel in der Literatur, ohne sich etwa die Verhältnisse auf dem Lande unter diesem Aspekt besehen zu haben, fährt er fort: *Eben weil sich viele Wirtemberger einbilden, es wäre eine übermäßige Menge Einwohner in ihrem Lande, glauben sie auch wohl, es wäre daselbst die Kultur unverbesserlich.*²⁴ Die Gründe für die Auswanderungen also sind ein Produkt der Einbildung ebenso wie nicht ausreichende landwirtschaftliche Erträge. NICOLAI diskutiert wieder die zeitgenössische agrar-ökonomische Literatur, schlußfolgert, daß die Methoden des Ackerbaus verbesserungswürdig seien und das Land *alsdann auch mehrere Menschen ernähren (kann); und es ist also noch nicht die höchste Stufe der Bevölkerung vorhanden.*²⁵

Wie stark dies am realen sozialen Geschehen vorbeiging, zeigt die Darstellung der Auswanderungsbewegung von MAX MILLER, wo aus zahlreichen historischen Dokumenten der fürstlichen Verwaltung und Magistrate, Briefen von Auswanderern etc. immer wieder das große soziale Elend der Familien, die ihr Glück östlich der Elbe suchen mußten, deutlich wird.²⁶ Veranlaßt durch ein die Anwesen in immer kleinere Parzellen aufteilendes Erbrecht und durch hohe Abgabenlasten entschlossen sich in den 80er Jahren immer mehr Familien zu diesem Schritt. Religiöse Gründe spielen jedoch in dieser Zeit keine Rolle.²⁷

Von den Verhältnissen, die einen nach Westpreußen ausgewanderten Bauern an seine in Württemberg verbliebenen Verwandten schreiben ließen: *Wir sind hier alle Bauren in Westpreußen, draußen wären wir lauter Bettelleut*²⁸, läßt NICOLAI seine Leser nichts wissen. Statt dessen will er die Auswanderungen – neben den von falschen Statistiken verursachten Einbildungen – darin begründet wissen, daß durch kirchliche Orthodoxie dem *Wirthembergischen gutmüthigen Volke die Freude untersagt ist.*²⁹ Weil an den Sonntagen das Tanzen und Weintrinken untersagt

war, seien die Landleute in Mißmütigkeit und Langeweile versunken. Hinzu kommt noch, daß der *Wirtembergische Landmann* *liebt die übermäßige Arbeit eben nicht; liebt aber Bequemlichkeit und Lebensgenuß, welcher denn, da ihm die Gesetze Frohsinn und Tanzen versagen, in nichts als in gutem Essen und Trinken bestehen kann.*³⁰ Dadurch wird der Bauer der *Gemächlichkeit gewohnter*, er wird mit dem fruchtbaren Land nicht mehr fertig, *alle kirchliche und politische Einschränkungen, die er sonst noch aus Gewohnheit ertragen hat, empfindet er nun viel bitterer. Er wandert aus in weniger fruchtbare Länder. Dort zwingt ihn Noth und eingeführte gute Ordnung sechs Tage in der Woche zu arbeiten, und nun erwirbt er sich bald ein gutes Auskommen, tanzt alle Sonntage Abends nach Herzenslust, ohne daß ihm ein Mensch etwas darüber sagt . . .*³¹

So schrullig und oberlehrerhaft solche Herleitungen anmuten, so sind sie doch folgerichtiges Resultat der Vorgehensweise NICOLAIS. Aber nicht nur die zeitliche Distanz erweckt diesen Eindruck – sie kann ihn allenfalls verstärken. Schon zu Zeiten NICOLAIS, nachdem die ersten Bände seiner Reisebeschreibung erschienen waren, parodierte ein Namensvetter aus Bebenhausen in einem schmalen Bändchen mit dem Titel *Christian Nikolai, Buchführers zu Bebenhausen in Schwaben wichtige Entdeckungen auf einer gelehrten Reise durch Deutschland und aus Eifer für die christliche, vornehmlich evangelische Kirche durch den Druck bekannt gemacht* solches Vorgehen. CHRISTIAN NICOLAIS gibt vor, er selbst habe eine *gelehrte Reise* unternommen wollen, FRIEDRICH NICOLAIS sei ihm jedoch zuvorgekommen und habe durch größere kaufmännische Gewieftheit ihm jede Möglichkeit genommen, auch eine Reisebeschreibung zu veröffentlichen. So will er die Leseröffentlichkeit wenigstens über das Reisewerk NICOLAIS aufklären. Er beschreibt seine eigenen Reisevorbereitungen, meint aber die FRIEDRICH NICOLAIS: *Und kaum war der erste Gedanke zu einer solchen Reise in meiner Seele aufgekeimt, so fieng ich schon an, zu studieren, zu lesen, und mir aus allen Reisebeschreibungen und Topographien die herrlichsten Collectaneen zu machen. Diese haben für mich auch wirklich auf meiner Reise einen ganz unbeschreiblichen Nuzzen gehabt. Denn ich durfte nur bey jedem Orte, wenn ich ihn auch bey stockfinsterner Nacht durchpaßirt war, oder mich auch nur eine Stunde im Gasthose verweilt, und außer dem Wirth und der Wirtin keinen Menschen gesehen und gesprochen hatte, meine vorhergemachten Collectaneen nachsehen, so wuste ich alles so haarklein, und konnte es so genau beschreiben, als ob ich mich noch so lange aufgehalten und noch so genau alles untersucht hätte. Für das Publikum muste aber dieses von ungemeinem und ganz unerwarteten Nuzzen seyn. Denn wenn ich demselben meine Reisebeschrei-*

*bung oder Weltanschauung in die Hände schafte, bekam es nicht nur alles zu wissen, was ich gesehen und nicht gesehen, gehört und nicht gehört, erfahren und nicht erfahren hatte; sondern es erhielt zugleich einen recht kernhaften Auszug aus den besten Reisebeschreibungen, ohne daß man es einmal wußte, daß es ein Auszug wäre . . .*³²

Wenn diese Zeilen auch ein wenig verleumderisch sind, so läßt doch trefflicher NICOLAIS Reisebeschreibung sich kaum noch charakterisieren. Die tendenzielle Erfahrungslosigkeit, die angesprochen wird und damit die Unfähigkeit einer solchen Beschreibung aufzeigt, zur Erreichung eines so hohen aufklärerischen Ziels wie der «Erkenntnis des Menschen als Weltbürger» noch etwas beizutragen, indiziert eine grundsätzliche Wandlung der aufklärerischen Intention: aus der Aufklärung als methodischem Konzept, aus dem Weg, der aus der Unmündigkeit führt, ist aufgeklärtes Wissen geworden; Herrschaftswissen, mit dem die Aufgeklärten den im Dunkel der Unwissenheit Verbliebenen gegenüberreten.

Dadurch ist die Möglichkeit, daß die Erfahrung des Fremden relativierend sich auswirkt auf die Beurteilung der Verhältnisse, aus denen der Reisende kommt, ausgeschlossen. NICOLAIS sucht das Eigene in der Fremde. *Sogar die dreyeckten Laternen, womit die Straßen (in Stuttgart) erleuchtet werden, erinnern an Berlin*³³. Was dieses Eigene in Frage stellen könnte, registriert er mit einigem Lächeln.³⁴

In dieser Hinsicht ist die Reise für ihn, lange vor ihrer Veränderung durch die modernen Verkehrsmittel, bequem geworden; und in solcher Wendung gilt auch schon für ihn, was eigentlich auf moderne Formen des Tourismus gemünzt war: *Seit die Reise bequem geworden ist, führt sie nicht mehr so weit. Sie nimmt mehr häuslich Gewohntes mit und dringt in den Landes Brauch noch weniger ein als früher.*³⁵

Anmerkungen

- 1 vgl. Berlinische Monatsschrift, Bd. 4, 1784, S. 319–332. – Hier zitiert nach: HORST MÖLLER, Aufklärung in Preußen, Berlin 1974, S. 105
- 2 IMMANUEL KANT, Werke in sechs Bänden (Hrsg. W. WEISCHDEL), Frankfurt a. M. 1964, Bd. VI, S. 400
- 3 vgl. etwa auch die Niederschrift der *Vorlesungen über Land- und Seereisen* von A. L. SCHLOZER, die im Wintersemester 1795/96 an der Göttinger Universität gehalten wurden. (Nachdruck Göttingen 1962)
- 4 GUSTAV RÜMELIN, Reden und Aufsätze, Neue Folge, Freiburg i. B. 1881, S. 417/418
- 5 FRIEDRICH NICOLAIS, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, Berlin, 1783–1796, Bd. 9, S. 5. (Im folgenden nur noch abgekürzt als «Reise» zitiert)
- 6 Der reisende Franzose ist JOHANN KASPAR RIESBECK, der 1783 anonym die *Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris* in Zürich hatte erscheinen lassen.

- 7 Reise, Bd. 9, S. VI–8 Reise, Bd. 9, S. 4–9 Reise, Bd. 10, S. 19–10 Reise, Bd. 9, S. 76–11 Reise, Bd. 10, S. 40–12 Reise, Bd. 9, S. 65–13 Reise, Bd. 9, S. 67–14 Reise, Bd. 9, S. 92/93–15 Reise, Bd. 9, S. 97–16 Reise, Bd. 10, S. 154/55–17 Reise, Bd. 10, S. 156–18 Reise, Bd. 9, S. 45
- 19 RUMELIN, S. 416/417
- 20 JOHANN KASPAR RIESBECK, Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris, Zürich 1783. Zit. nach der Neuausgabe Stuttgart 1967, S. 11/12
- 21 MÖLLER, Aufklärung in Preußen, S. 104
- 22 Reise, Bd. 10, S. 196–23 Reise, Bd. 10, S. 201–24 Reise, Bd. 10, S. 201/202–25 Reise, Bd. 10, S. 204
- 26 MAX MILLER, Die Auswanderung der Württemberger nach Westpreußen und dem Netzegeu 1776–1786. Stuttgart 1935
- 27 vgl. MILLER, S. 19
- 28 zit. nach MILLER, S. 73
- 29 Reise, Bd. 10, S. 211–30 Reise, Bd. 10, S. 222/223–31 Reise, Bd. 10, S. 224
- 32 CRISTIAN NICOLAI, Buchführers zu Bebenhausen in Schwaben Wichtige Entdeckungen usw., Bebenhausen 1788, S. 5/6
- 33 Reise, Bd. 10, S. 5
- 34 Reise, Bd. 10, S. 25. Der Vollständigkeit halber sei das Zitat hier im Zusammenhang aufgeführt: *Sie (die Württemberger) dünken sich vermöge derselben (ihrer Landesverfassung) eine Art von freyen Bürgern zu seyn, welche vor den Unterthanen anderer deutscher Fürsten einen großen Vorzug hätten. Besonders bemerkte ich zuweilen, mit einigen Lächeln, bey meinem Aufenthalte im Württembergischen (auch außer Stuttgart) wie diese freyen Leute, beim geflissentlichen Lobpreisen der dortigen landschaftlichen Verfassung, auf uns arme Brandenburger, wie auf Sklaven herabsehen.*
- 35 ERNST BLOCH, *Prinzip Hoffnung*, Frankfurt a. M. 1959, S. 435

Museen als «Geschichtsbücher»

Hans-Ulrich Roller

Vorbemerkung der Redaktion: Der Museumsführer durch Baden-Württemberg, den der Konrad Theiss Verlag Stuttgart–Aalen vor kurzem der Öffentlichkeit vorstellte, ist eine gute, nützliche und wichtige Veröffentlichung. Wir besprechen sie im Rahmen unserer Buchbesprechungen auf S. 223. Der 1. Vorsitzende des Württembergischen Museumsverbandes, Dr. Hans-Ulrich Roller, hat bei der Überreichung dieses Buches «zur Situation vor allem der mittleren und kleineren nichtstaatlichen Museen einige kritische Anmerkungen» gemacht, die wir im folgenden wiedergeben.

Das Land Baden-Württemberg hat seit einigen Jahren ein gutes Denkmalschutzgesetz. War man sich aber bei seiner Verabschiedung im klaren darüber, welche Verantwortung insgesamt und welche Aufgaben im einzelnen hier den zuständigen Stellen übertragen worden sind?

§ 1 dieses Gesetzes lautet: *Es ist Aufgabe von Denkmalschutz und Denkmalpflege, die Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmälern hinzuwirken. Diese Aufgabe wird vom Land und im Rahmen ihrer Leistungsfähigkeit von den Gemeinden erfüllt. Dazu noch § 2, 1: Kulturdenkmale im Sinne dieses Gesetzes sind Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht.*

Auch die Bestände unserer nichtstaatlichen Museen von der in § 2 festgelegten Wertigkeit – und das ist der größere Teil – unterstehen also der Aufsicht der verschiedenen Denkmalschutzbehörden und genießen ihren Schutz. Sie müssen erhalten und gepflegt werden. Das heißt konkret: Land und Gemeinden müssen dafür Sorge tragen, daß Museumsbestände konserviert und restauriert werden, daß für eine sachgemäße, Schäden vermei-

dende Deponierung und Ausstellung Sorge getragen wird und daß durch entsprechende Sicherheitsvorkehrungen ihre Gefährdung durch Feuer, Wasser, Raub und Diebstahl ausgeschlossen wird. Hierfür wäre, wenn man das Gesetz ganz ernst nimmt, u. a. notwendig: Eine laufende Überprüfung aller Museumsbestände nichtstaatlicher Museen ohne wissenschaftliche Leitung mit allen Konsequenzen. Auf jeden Fall aber: Das Angebot einer regelmäßigen Schulung aller fachlich nicht ausgebildeten, zumeist ja ehrenamtlich tätigen Museumsleiter und -betreuer in allen konservatorisch-restauratorischen Fragen, regelmäßige, fachgemäße Beratung in allen zuvor angesprochenen Fragen, Vermittlung von zuverlässig arbeitenden Restauratoren, wenn nicht gar die Einrichtung einer staatlichen Restaurierungs- und Konservierungswerkstätte, da es für eine ganze Reihe von Materialien kaum einen oder keinen freischaffenden Restaurator im Lande gibt und die staatlichen Museen vom Personellen und Finanziellen her einfach nicht in der Lage sind, auch noch diese Aufgaben wahrzunehmen. Erhebungen des Rheinischen Museumsamtes Bonn haben deutlich gemacht, welche Anstrengungen wir unternehmen müßten, wollten wir auch nur die akut gefährdeten Museumsbestände sachgemäß konservieren oder restaurieren. Das gilt für Nordrhein-Westfalen genauso wie für Baden-Württemberg.

Es wäre dumm, wollte man verkennen, daß in den vergangenen Jahren manches auf den Weg gebracht worden ist und manche Hilfe geleistet werden konnte. Ich denke hier vor allem an die Neuaufstellung von Museen durch die Mitarbeiter und Beauftragten des Landesdenkmalamtes und an die Einrichtung einer zentralen Museumsbetreuung durch dieses Amt mit dem Sitz in Tübingen, die allerdings vom Wissenschaftlichen her nur für die

Vor- und Frühgeschichte zuständig ist. Alle, die mit dieser Materie vertraut sind, wissen aber, wieviel mehr hier noch getan werden müßte.

Allein diese konservatorisch-restauratorische Betreuung der Museen stellt die Verantwortlichen z. Z. vor vielfach nicht zu lösende Probleme. Dabei habe ich den weiten Bereich der wissenschaftlichen Bearbeitung der Museumsbestände und ihrer pädagogischen Vermittlung noch gar nicht angesprochen. Hier liegen zwar keine gesetzlichen Verpflichtungen vor. Kann man aber im Museum das Sammeln und Bewahren vom Forschen und Vermitteln trennen? Was hilft es denn, wenn wir unsere kultur- und naturgeschichtlichen Zeugnisse vom Material her am Leben erhalten, wenn es uns nicht gelingt, ihren Wert, ihre vielfache Aussagekraft für den Museumsbesucher einsehbar und nachvollziehbar zu erschließen? Das ist ein ganz zentrales Problem für alle Museen, kleine und große. Ich habe bei der Ausstellung «Volkskultur in Württemberg» hier im Hause wirklich beglückend erlebt, welchen Gewinn z. B. Schulkinder aus unseren Museen ziehen können, wenn man auf sie eingeht und sie an die Objekte heranführt.

Ich weiß, wieviel hier gerade von den ehrenamtlich tätigen Museumsleitern und -betreuern in zahllosen Führungen schon geleistet worden ist, mit welchem Aufwand an Zeit und Kraft landauf landab die vielfältigen musealen Aufgaben angegangen werden. Wenn unsere Museen aber zu wirklich zeitgemäßen Bildungsstätten für unsere Schulkinder und für möglichst viele interessierte Erwachsene werden sollen, dann bleibt immer noch sehr vieles zu tun.

Es sei in diesem Zusammenhang mit Nachdruck an alle Museumsträger appelliert, die Arbeit der Museumsbetreuer zu erleichtern und auch im Finanziellen etwas großzügiger zu sein, als dies zuweilen der Fall ist.

Das Museum, auch das Heimatmuseum, lebt nicht zuletzt vom Interesse der am Ort wohnenden Bürger. Anhaltendes Interesse herrscht aber nur dort, wo man ab und zu etwas Neues bietet, z. B. Wechselausstellungen. Dazu braucht der Museumsmann aber die ideelle und finanzielle Unterstützung des Museumsträgers. Er braucht Helfer, denen er eine gewisse Entlohnung bieten kann. Wer hat hier schon das Recht, von außen her über mangelnden Idealismus zu klagen? Es kommt nicht von ungefähr, daß es oft so schwierig ist, einen Betreuer für ein ehrenamtlich geleitetes Museum zu finden. Wer stellt sich schon für eine solche Aufgabe zur Verfügung, wenn er bei all der Zeit, die er investiert – seine Freizeit wohlgerne! – auch noch mit

Schwierigkeiten der geschilderten Art rechnen muß und sich mit vielen Problemen alleingelassen fühlt? Der Württembergische Museumsverband, der sich in den nächsten Monaten, wenn alles wie geplant abläuft, zu einem Museumsverband Baden-Württemberg ausweiten wird, hat in all den Jahren seines Bestehens versucht, durch seine Jahresversammlungen und Arbeitstagungen, durch sein Mitteilungsblatt und nicht zuletzt durch die Herausgabe der monographischen Schriftenreihe «Der Museumsfreund» manche der zuvor angesprochenen Aufgaben zu übernehmen. Er hat versucht, gerade dem fachlich nicht vorgebildeten Museumsleiter, der von seinen Beständen her ja enzyklopädisch gebildet sein müßte, Arbeitshilfen auf den verschiedenen Gebieten des Museumswesens an die Hand zu geben. Daß dies für einen Verband, in dem ja auch alles ehrenamtlich geschieht, nicht ganz einfach ist, werden Sie sicher verstehen. Der Württembergische Museumsverband begrüßt es deshalb, daß das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg seine Museumsbetreuung neu organisieren und in Zukunft verstärkt mit dem Museumsverband zusammenarbeiten will.

All dies genügt aber, um es zu wiederholen, bei den jetzigen personellen und finanziellen Möglichkeiten nicht, um den gesetzlich festgelegten Verpflichtungen zur Pflege und Erhaltung unserer Museumsbestände gerecht zu werden. Und das genügt auch nicht, wenn wir unsere mittleren und kleinen Museen vor allem zu Bildungsstätten machen wollen, in denen eine horizontweiternde, aufklärende, Spaß machende Begegnung mit der Geschichte unserer Kultur und unserer natürlichen Umwelt möglich ist.

Bei allem Wissen um die vielen wichtigen Aufgaben unserer Zeit auf wirtschaftlichem und gesellschaftspolitischem Gebiet und bei allem Wissen um die Lage der öffentlichen Haushalte: Wenn alle, die in Staat und Gesellschaft Verantwortung tragen, auch im kulturellen Bereich nur auf Spitzenleistungen ausgerichtet sind und sich nicht auch intensiv darum bemühen, die Voraussetzungen für eine lebendige, und wo nötig auch kritische Auseinandersetzung mit dem *ganzen* kulturellen Erbe zu schaffen, dann darf sich niemand wundern, wenn viele Menschen heute sich nicht über ihr Eingebundensein in historisch gewordene Verhältnisse im klaren sind und somit auch nur bedingt fähig, an der Gestaltung einer guten Zukunft mitzuwirken, dann begibt man sich auch der Chance, unseren Mitbürgern faszinierende, bereichernde Begegnungen mit ihrer Geschichte und mit der Geschichte ihrer natürlichen Umwelt zu vermitteln.

Buchbesprechungen

Museen in Baden-Württemberg

Museen in Baden-Württemberg. Herausgegeben vom Württ. Museumsverband e. V. mit Unterstützung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag, 254 S. und 95 Abbildungen. DM 19,80.

Der Württembergische Museumsverband hat mit einer Reihe von Mitarbeitern unter der Zentralredaktion von WALTER DÜRR, Dr. HANS ULRICH ROLLER und Dr. ALBERT WALZER einen 346 Positionen umfassenden Museumsführer für Baden-Württemberg herausgegeben. Die Zahl erstaunt, wird aber verständlich, wenn man sieht, daß Dokumentations- oder Erinnerungsstätten für historisch bedeutsame Personen, Freilicht- und Kunstmuseen, solche für Landwirtschaft und Weinbau, naturwissenschaftliche, technik-geschichtliche, völkerkundliche und vor- und frühgeschichtliche Museen neben Schloß- und Burgmuseen aufgeführt sind, dazu die vielen kleinen oder größeren Heimatmuseen – insgesamt ein manches Unbekannte vermittelndes, höchst lebendiges Bild.

So findet man außer den großen Landesmuseen, um mit wenigen Beispielen nur den vielfältigen Reichtum auszumessen, ein Automuseum Hohenstein im Landkreis Reutlingen, das Ritterhausmuseum in Offenburg, das Deutsche Brotmuseum in Ulm, ein Meteorkratermuseum in Steinheim/Albuch. Jede Institution erscheint in alphabetischer Reihenfolge mit Namen, Öffnungszeiten, ggf. Eintrittspreisen, Hinweisen auf Leitung und Trägerschaft. In Stichworten sind die Bestände beschrieben mit Hinweisfeilen – ähnlich den Sternen im Baedeker – für besonders wichtige Sammlungsteile oder Einzelobjekte. Im übrigen enthält sich der Führer mit Recht jeden Werturteils; der Benutzer selbst wird sich über Bedeutung und Umfang der einzelnen Museen klar werden. Wertvoll sind Hinweise auf die Geschichte des jeweiligen Museums und auf das in Frage kommende Schrifttum: Führer, Fund- und Sammlungsberichte, besondere Publikationen, auch wichtige Zeitschriften-Aufsätze.

Der Führer wird erschlossen durch ein Namensregister, in dem alle erwähnten Bildhauer, Maler, Kunsthandwerker, Baumeister oder historische Persönlichkeiten enthalten sind, sowie durch ein Verzeichnis der Museen mit einheitlichen Sammelgebieten. Dieses Verzeichnis entbehrt leider einer exakten Systematik. So wird bei den Kunstmuseen das Pahl-Museum in Mainhardt mit Werken des doch nur lokal bekannten Malers Manfred Pahl aufgeführt, nicht aber das bedeutendere Augustiner-Museum in Freiburg oder das Museum der Stadt Ulm mit seinen reichen kunsthistorischen Beständen des 15. Jahrhunderts und der Graphik der Gegenwart. 95 Abbildungen, meist geglückte Wiedergaben von Museumsgegenständen oder Innenräumen wie der Rittersaal des Schlosses Weikersheim oder die Hotzenstube aus dem Hochrhein-

museum in Säckingen sind ein schönes Anlocken zum Besuch weniger vertrauter Schätze.

Nicht ohne Nachdenken allerdings liest man in diesem Führer. Wohl erschließt er, was Museen und ähnliche Einrichtungen im Land zwischen Hochrhein und Taubergrund enthalten – ein erstaunlicher und trotz einzelner Kriegsschäden kaum geminderter Reichtum. Er macht aber auch die fast bestürzende Zersplitterung der Museumsbestände deutlich. Nicht wenige der Heimatmuseen sind mehr rührend als orientierend und bildend, obgleich sich in ihnen oft einzelne bemerkenswerte Exponate befinden, die freilich in einem größeren Zusammenhang viel wirksamer wären, oft auch eine fachkundige Betreuung fordern.

Es wird hier nicht einer das Land verödenden Konzentration auf große Städte das Wort geredet. Aber ob das kleine Militärmuseum im Schloß Bartenstein mit seinen wichtigen Stücken nicht richtiger dem Armeemuseum in Rastatt eingegliedert wäre, ob ein Feuerwehrmuseum gerade in Creglingen seinen richtigen Standort hat statt in der Feuerwehrstadt Ulm – um nur zwei von vielen Beispielen zu nennen –, mag gefragt werden, auch wenn die historischen, mäzenatischen oder familienmäßig-örtlichen Gegebenheiten nicht unterschätzt werden sollen. Solche kritischen Betrachtungen aber betreffen nicht den Museumsführer, eher die Museums- und Kunstpolitik des Landes. Den Führer selbst wird man neben «Baedeker» oder «Grieben» und «Dehio» auf Fahrten und Wanderungen durch das Land im Wagen oder Rucksack mit sich führen, um das auch im musealen Bereich so lebendig geformte Baden-Württemberg noch mehr kennen- und lieben zu lernen.

Theodor Pfizer

Bildband Schwäbische Alb

GERD GAISER und HERMANN BAUMHAUER: Schwäbische Alb. Fotos von ALBRECHT BRUGGER, DIETER GEISSLER, HELLMUT HELL, ROLF LINDEL, TRAUTE UHLAND-CLAUSS und anderen. Herausgegeben unter Mitwirkung des Schwäbischen Albvereins. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1976. 216 Seiten, 138 Bildtafeln. DM 59,-.

Was dieser Bildband *nicht* ist: Eine Monographie mit der Absicht, ihren Gegenstand sozusagen wissenschaftlich nach Wesen oder Erscheinung umfassend und genau darzustellen. Auch nicht: ein subjektiver Versuch, mit Bild und Text den Gegenstand zu deuten und so auf eher künstlerische Weise in den Griff zu bekommen.

Fakten-vermittelnd beschreibend gemeint sind die Zwischentexte und Bilderläuterungen von HERMANN BAUMHAUER. Etwas mehr Sachinformation statt wertender Interpretation wäre allerdings willkommen gewesen, wie die Möglichkeit, die Erläuterungen herauszuklappen und neben den Bildern zu lesen.

Mit Absicht subjektiv und trotzdem – oder gerade deshalb – nahe heranführend an den Gegenstand ist GERD GAISERS Essay. Vertrautheit mit Landschaft und Geschichte, geschultes Auge und gekonnte Sprache bringen ein Stück Landschaftsliteratur zustande, das – meist vom konkret Beobachteten ausgehend – den verstehenden Zugang auch zum Nichtgenannten erleichtert. Allerdings: Trotz eines Kapitels «Das Land, und wovon es lebt» und trotz einschlägiger Bemerkungen zu den «Städtenamen» bleibt das Alltagsleben, bleiben «Arbeit und Wirtschaft» merkbar unterbelichtet.

Damit scheint sich GERD GAISER der Sonntags- und Wanderlandschaft anzupassen, die auf den Bildern dargeboten wird: mit Herbstlaub und Felsen, Rauhreif und Sonnenuntergang, mit Burgen, Schlössern, Kirchen, Klöstern und romantischen Altstädten. Menschen kommen selten vor, bildfüllend nur dreimal: Wenn die Albbäuerin mit Kopftuch und der Umhangschürze über dem fast bodenlangen Rock, das Leiterwägle hinter sich mit dem Jüngsten auf Feld zieht. Dann beim Klopfen und Suchen in den Schieferen von Holzmaden. Und schließlich: der Schäfer bei seiner Herde mit dem «Blick vom Witthoh zur Baar».

Eine Bearbeitung landwirtschaftlich genutzter Flächen findet auf diesen Bildern nicht statt, Industrie und industrieabhängige Siedlung präsentieren sich in der Regel nur aus der distanzierenden Ferne des Luftbildes.

Wieviel Wichtigeres und Aussagekräftigeres wäre da aber zusammengekommen, wenn sich ein deutlich definiertes fotografisches Talent in diesen Bildern auf subjektive Weise zum Thema geäußert hätte! Aber offensichtlich hat man die Bilder genommen, wo man sie fand (andernfalls hätte man doch z. B. für Tübingen wenigstens eine optische Beziehung zur Alb hergestellt) – und sicher überall die schönsten. Einwandfreie Fotos, aber allzu vertraute Motive aus allzu vertrautem Blickwinkel – das Wort vom Klischee drängt sich auf. Und so konnte nicht viel mehr entstehen als ein richtig schönes Bilderbuch. Aber als solches ist es gelungen – und die Sorgfalt der Herstellung rechtfertigt den stolzen Preis.

Willy Leygraf

Stadt und Umland

Erich Maschke, Jürgen Sydow (Hrsg.), Stadt und Umland, Protokoll der 10. Arbeitstagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung Calw 12.–14. November 1971. Stuttgart: W. Kohlhammer 1974. 296 S. 3 Karten (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Band 82).

Wieder legt der Arbeitskreis für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung einen gelungenen Band vor, in dem unter verschiedenen thematischen und methodischen Aspekten einem bestimmten Problem – hier Stadt und Umland – nachgegangen wird. Was für breit gefächerte Fragestellungen das Thema zuläßt, zeigt schon der erste Beitrag von W. LEISER über badische Zentralorte. Er geht aus von den administrativen, wirtschaftlichen und kulturellen Funktionen einer Stadt innerhalb ihres Umlandes

und zeigt, wie aufs Administrative beschränkt die Rolle der badischen Kleinstädte innerhalb des Dreiecks Heidelberg, Straßburg und Basel bleiben mußte. In ähnlicher Breite, nur mehr darstellend als analysierend, untersucht DROLLINGER die Städte und ihr Umland im Hochstift Speyer. Andere Autoren beschränken sich stärker auf die administrative Funktion der Stadt innerhalb des Amtes (GRUBE) oder des Territoriums (BLICKLE, SCHMOLZ), wobei SCHMOLZ eigentlich die Verwaltung des Ulmer Territoriums beschreibt und dadurch die Rolle der Stadt Ulm und auch der Kleinstädte des Ulmer Territoriums (Geislingen, Langenau) etwas aus dem Auge verliert. Unter den mehr wirtschaftshistorischen Beiträgen verdient der von SCHWINEKÖPER besondere Beachtung. Eine Vielzahl methodischer Fragestellungen wie Münzwesen, Getreidemaße, Marktstandgelder – VASARHELYI ergänzt um das Problem Zuwanderung – ergibt ein differenziertes Bild der mittelalterlichen Stadt innerhalb ihrer näheren und weiteren Umgebung. In diesem Zusammenhang verdient auch der durch STEVEN ROWAN besorgte Abdruck der Jahresrechnung eines Freiburger Kaufmanns von 1487/88 einen besonderen Hinweis, da er auch unterrichtlich interessante Einblicke in die Praxis des spätmittelalterlichen Kaufmanns vermittelt. Am weitesten entfernt von der speziellen Fragestellung ist der Beitrag von KIRCHGÄSSNER, der sich zu einer recht wünschenswerten Geschichte des südwestdeutschen Verlagswesens ausgeweitet hat. Die in dem Band vereinigten Arbeiten lassen beim Leser ein Bedauern aufkommen, daß diese Fragestellung Stadt-Umland nicht auf das 19. und 20. Jahrhundert ausgedehnt wurde. Hier wären wesentliche historische Beiträge zur aktuellen Diskussion über dieses Thema zu erwarten gewesen.

Rainer Jooß

Bad Mergentheim und Württembergisch Franken

Der neue Jahresband 1976 des Historischen Vereins für Württembergisch Franken «**Württembergisch Franken**» (334 Seiten) wirft einige generelle Fragen auf, vor die sich heute landesgeschichtliche Forschung gestellt sieht. Darüber berichtet GERD WUNDER im Auftrag des Ausschusses Seite 317. Ausgangspunkt war die von der Stadt Bad Mergentheim ins Leben gerufene 450-Jahrfeier der Erhebung Mergentheims zur Deutschordensresidenz – dazu WALTER HUBATSCH gleich auf Seite 3: *An diesen gewagten ex post-Konstruktionen ist so viel unbestreitbar, daß die Burg Mergentheim nach der Verwüstung des Deutschmeistersitzes Horneck im Bauernkriege zum Amtssitz des Deutschmeisters hergerichtet wurde. Aber erst im Jahre 1527 wurde dem Deutschmeister zugleich die Administration des vakant gewordenen Hochmeistertums übertragen; frühestens zu diesem Zeitpunkt kann Mergentheim als Hochmeisterresidenz gelten –*, woraus sich die naheliegende Folgerung ableitete, das Jahrbuch dem *Deutschordensland Mergentheim* zu widmen. Das fiktive Inhaltsverzeichnis gibt auch einen Eindruck davon, wie gewichtig (nicht nur äußerlich, sondern auch nach innen)

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

AUS EINER HAND

Die problemlose Baufinanzierung.



Als Bausparkasse der Sparkassen betreuen wir Sie vom Vertragsabschluß bis zur Verwirklichung Ihrer Pläne. Und wenn Sie wollen – darüber hinaus.

Unsere enge Zusammenarbeit mit den Sparkassen bringt Ihnen wesentliche Vorteile: Kundennähe, universelle Beratung und gemeinsame Finanzierungsangebote, wie unsere »Baufinanzierung aus einer Hand«.

Dieser moderne Service einer vereinfachten, beschleunigten Finanzierungsabwicklung spart Ihnen Wege, Zeit und Geld. Als Bausparer bei uns brauchen Sie dazu Ihre Darlehensunterlagen nur einmal zu beschaffen und mit Ihrer Sparkasse zu besprechen. Neben weiteren Krediten wird sie Ihnen dann auf Wunsch auch unser Bauspardarlehen zusagen und auszahlen. Eine für Sie günstige, maßgerechte Kombination von Finanzierungsmitteln wird die spätere Belastung stets in tragbaren Grenzen halten.

Unser Bausparvertrag gibt Ihnen die Möglichkeit, von diesem Service zu profitieren. Auch wenn Sie schnell Baugeld brauchen, können wir Ihnen mit günstigen Zwischenkrediten helfen.

Unsere Bausparberater und alle Sparkassen überall in Württemberg informieren Sie gern ausführlich.



**Öffentliche 
Bausparkasse**

Bausparkasse der Sparkassen

dieser Jahresband geworden wäre, hätte sich die Absicht verwirklichen lassen.

Oft kommt es anders, als man denkt. Autoren zogen ihre Zusage zu schreiben zurück (und welcher Redakteur kann da nicht ein böses Lied davon singen ?!). Der Main-Tauber-Kreis konnte sich nicht entschließen, zur Herausgabe beizutragen: das kann und darf wohl nicht die Antwort des nach Tauberbischofsheim abgewanderten Kreissitzes sein? Eine Übersicht über die Archivalien des Deutschen Ordens im Staatsarchiv Ludwigsburg, sicher einer der bleibendsten Beiträge, weil eben Quellenpublikationen nie veralten, hätte nur dann erscheinen können, wenn die zuständige Landesarchivredaktion die Abnahme einer festen Zahl von Sonderdrucken zugesagt hätte – schon aus der Satzkonstruktion wird ersichtlich, daß sie dies *aus Geldgründen* nicht getan hat.

Warum wir das so ausführlich schildern? Weil in dieser Situation sich ein Stück Gegenwarts«politik» spiegelt. Sicher sparen staatliche Stellen und sie müssen das, von obenher veranlaßt, tun, doch alle Sparpolitik versündigt sich, wenn sie Bleibendes, das eben nur *hic et nunc* geschaffen werden kann, nicht ans Tageslicht gelangen läßt. Hier liegt das Fatale der augenblicklichen Situation: sie erlaubt Dinge zu verhindern, die nach außen mit dem Mantel des Sparens zugedeckt werden. Wer von uns kann hier schon nachprüfen oder gar hineinleuchten? Sind es immer die lautereren Gründe, die genannt werden, wenn es um Entscheidungen von – und das muß doch deutlich gesehen werden – ein paar tausend Mark geht? Fragen, Fragen. Doch stellen wir das Jahrbuch 1976 vor.

WALTER HUBATSCH schreibt über «Hochmeister-Residenzen des Deutschen Ordens», ausgehend von der ideellen Hauptstadt der mittelalterlichen weströmischen Christenheit Jerusalems. UDO ARNOLD gibt, wie er es bescheiden nennt, Anregungen zu der hochinteressanten Auseinandersetzung «Mergentheim und Königsberg/Berlin – die Rekuperationsbemühungen des Deutschen Ordens auf Preußen», die sofort nach dem Bezug Mergentheims als Residenz einsetzten. «Zur Entwicklung, Besitz- und Personalgeschichte der Kommenden Mergentheim, Heilbronn und Horneck im 13. Jahrhundert» liefert DIETER WOJTECKI wichtige Erkenntnisse samt Listen. OTTO F. G. HILDENBRAND stellt das «Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim» vor, SIEGFRIED NIKLAUS schildert die militärischen Probleme «Der Frühjahrsfeldzug 1645 in Süddeutschland (Schlacht bei Herbsthäusen)».

Aus dem weiteren Inhalt des hochinteressanten Bandes: Die Flußgeschichte von Kocher und Jagst (REINHARD ZEESE) – Entstehung und frühe Geschichte der Sechseck-Kapelle (Staufer-Kapelle) auf Großkornburg (HORST WENGERTER) – Die neuere Geschichte der kirchlichen Baudenkmale von Murrhardt in archivalischer Sicht (ADOLF SCHAHL) – Hexenwahn im badischen Frankenland (HELMUT NEUMAIER).

Wolfgang Irtenkauf

Die Stiftskirche in Faurndau

Wolfgang Metzger: Die romanische Stiftskirche in Faurndau. Weißenhorn: Anton Konrad Verlag 1971.

Das mit 24 Bildtafeln, 3 Grundrissen und 88 Textseiten ausgestattete Büchlein ist vor allem auch wegen seiner Deutung der Faurndauer Bauplastik bemerkenswert. 1961 hat Dr. ADOLF SCHAHL in dieser Zeitschrift (S. 202 ff.) eine Reihe von Motiven zusammengestellt, mit denen in der Stauferzeit schwäbische Kirchen vor Unwetter und anderen den Bau schädigenden Einflüssen böser Geister geschützt werden wollten. Dabei hat er die beiden Figuren vom Ostgiebel der Faurndauer Stiftskirche: Den Sitzenden oben und den Stehenden unten, als einen den Bau schützenden Werkmeister und seinen Gesellen gedeutet. Prälat METZGER geht darüber hinaus und erklärt alle Plastik am Ostgiebel zusammen für einen Bildhinweis auf die Stundengebete, die die Kanoniker in der Kirche verrichteten. Der Sitzende oben sei der Tagesregent und deute auf die Prim, mit der das Tagesoffizium beginnt. Die stehende, stark eingehüllte Figur in der Mitte unten sei der Führer durch die Nacht. Von den beiden Gesichtsmasken zu seinen Füßen würde die eine noch auf den vergangenen Tag zurückschauen, die andere blicke in die beginnende Nacht. Dem entspreche es, daß zwischen Tag und Nacht die Vesper gebetet wird. Zwischen Prim und Vesper sei an der einen Giebelseite mit drei mal drei Köpfen und anderen Motiven an die Terz, Sext und Non und auf der anderen Giebelseite an die Komplet, die Vigilien und die Laudes erinnert. Die Vigilien waren ursprünglich das Gebet, das die Klosterinsassen verrichtet haben, wenn sie in der Nacht aufstanden. Heute werden die Vigilien als Morgengebet benützt und werden deswegen auch als Matutin bezeichnet. Ihr folgen nach wie vor die Laudes. Die Bildhinweise auf die Stundengebete sind nach METZGER zusammen als Schutz gegen Einflüsse böser Geister auf sie gedacht. Genauer besehen sind bei den Dreiergruppen tatsächlich auch volkstümliche Abwehrmotive dabei, so das «Lecks Fidele», der Kopffüßler, der von muschelartigen Gebilden gerahmte Kopf und allenfalls auch noch das Dreigesicht der Nacht. Die Deutung der anderen Motive hat METZGER aus den Stundengebeten entnommen, wo sie durchaus nicht alle als abschreckende Zeichen charakterisiert sind. Aber METZGER ist offenbar der Ansicht, daß alle zusammen für ein Bollwerk gegen böse Einflüsse gedacht waren. Er betont im einleitenden Kapitel, die Verrichtung der Stundengebete sei an sich schon verdienstvoll gewesen, aber auch Kanoniker und Mönche wären auch im Kloster letzten Endes gegen ungute Einflüsse anfällig gewesen wie die Menschen der Welt draußen. Deswegen hätte man es für angebracht gehalten, nicht nur die Kirche, in der sie Stundengebete verrichteten, vor bösen Einflüssen zu schützen, damit die Gottesdienste in ihrem Innern jederzeit ungestört stattfinden konnten, sondern auch die Gebete selber abzuschirmen. Das Neue ist also, daß (nach Prälat METZGER) das 13. Jahrhundert in Faurndau soweit ging, auch die für die Kanoniker und

Bekenntnisse zur Heimat



Heraus-
gegeben
von
Otto
Heuschele

232 Seiten
Leinen

DM 24,80

In jeder Buchhandlung
WEIDLICH VERLAG

Vertrieb: Umschau Verlag · 6000 Frankfurt

Der Beweis: Prämierte Qualität unserer OLPP-Biere

2 hohe Auszeichnungen wurden uns durch die
Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft zuerkannt:

Großer Preis für OLPP Grafen-Pils
Silberner Preis für OLPP Weizen Export.

Prämierte Spitzenbiere –
von Meisterhand gebraut.



Bewahren und vermehren Sie die Früchte Ihrer Arbeit



Sie haben hart genug darum gearbeitet. Jetzt soll Ihr Geld Geld verdienen, das Sie anlegen: auf Sparkonten, in Sparkassenbriefen, Rentenwerten und Aktien.

Wie man so etwas erfolgreich macht, sagt Ihnen unser Anlageberater. Er weiß auch mehr über Investmentfonds und er informiert Sie auch über die Immobilienfonds der Sparkassenorganisation. Fragen Sie unseren Anlageberater, wie Ihr Geld Geld macht.

 wenn's um Geld geht
Sparkasse

Mönche vorgeschriebene feierliche Verrichtung der Stundengebete selber so vor bösen Einflüssen zu schützen, daß die Beter dabei weniger irritiert werden und um so mehr in ihrem Gebet aufgehen, und damit noch größeren Nutzen für ihr persönliches Seelenheil daraus gewinnen konnten.

Was an der vorgeschlagenen Deutung befremdet, ist einmal die komplizierte Art wie der Kreislauf, der auf die einzelnen Stundengebete gedeuteten Zeichen zusammen zu finden ist. Das Zeichen für die Prim ist eine ganze Figur, der sitzende Tagesregent. Dann ist am linken Giebelrand herabzulesen. Dort sollen je drei Köpfe oder andere kleine Motive zusammen ein Stundengebet andeuten. Sie sind dabei aber ohne jedes Intervall aneinandergereiht. Nun ist auf die in der Mitte unten stehende Einzelfigur überzuspringen und von ihr wieder auf die Köpfe und andere kleine Motive an der rechten Giebelseite. Aber diesmal müssen diese von unten nach oben abgelesen werden. Vielleicht haben sich die abzuwehrenden bösen Geister schneller durchgefunden und den Sinn des Ganzen schneller erkannt, als wir es durch das Studium der METZGERSchen Erklärung vermögen. Doch Spaß beiseite. Die Erklärung von Prälat METZGER setzt ein intensives und langes Studium der Stundengebete voraus. Und damit kommen wir zu unserem weiteren Einwurf: Spricht das nicht doch gegen die Selbstverständlichkeit, die sie als Abwehrzeichen haben müßten? Wenn die irischen Mönche zur Abwehr böser Geister um ihre Klosterkirchen nachweislich nach allen vier Himmelsrichtungen Kreuze mit Darstellungen von Passions-szenen aufgerichtet haben, war das etwas anderes. Das Kreuz hat schon von vornherein als Abwehrzeichen gegen solche Einflüsse gegolten. Es ist zum mindesten eine Frage, ob dem Kreislauf für die Stundengebete die gleiche Wirkung zugeschrieben – genauer gesagt: zugetraut wurde. Wir wissen über solche Fragen doch recht wenig. Albert Walzer

Das neue Beutelsbach

GEORGE D. SPINDLER and Student collaborators (Stanford University): BURGBACH. Urbanization and Identity in a German Village. New York u. a. 1973. (Case Studies in Cultural Anthropology.) 148 Seiten. Der Verfasser ist Professor für Anthropologie und Erziehungswissenschaften in Stanford (USA) und Herausgeber einer ganzen Reihe von kulturanthropologischen Studien. Die vorliegende ist im Remstal entstanden (Stanford in Germany), Burgbach ist Pseudonym für Beutelsbach. Amerikanische Studenten haben während ihrer Studienzeit in Beutelsbach die umfangreichen und sehr verständnisvollen Erhebungen angestellt über die Menschen im Remstal, über Besitzverhältnisse, Arbeitsmöglichkeiten, Lebensgewohnheiten, über Flurbereinigung, Industrieentwicklung, Bildungseinrichtungen, über Wohnheiten und Feste. Dabei wird besonders untersucht, welche Veränderungen sich ergeben durch verstärkte städtische Bindungen und Beziehungen und wie

in diesen Veränderungen Eigenständiges erkennbar bleibt oder untergeht. Die Lektüre gibt auch dem schon mit der Sache vertrauten Leser Aufschlüsse und Einblicke. Respektvoll bemerkt man die Bemühung um Genauigkeit: wo Übersetzungen das Gemeinte nicht genau treffen würden, werden im englischen Text die deutschen Bezeichnungen verwendet (Flurbereinigung, Zugezogene usw.), die dann in einem Anhang ausführlich umschrieben werden.

Gewiß würde unsereiner aus längerer Vertrautheit mit dem Gegenstand hier und dort andere Akzente setzen, manche Themen (wie die Volksheilkunde) weniger ausführlich behandeln. Dafür aber sieht der unbefangene und aufgeschlossene Fremde eben doch manche Dinge ungleich deutlicher und klarer.

Willy Leygraf

Schwäbische Curiosa, 2. Teil

Schwäbische Wünschelrutengänge. Tübingen: Rainer Wunderlich Verlag 1976. 392 Seiten, DM 29,80.

Das mußte ja kommen, nach dem Erfolg der «Schwäbischen Curiosa» (die hier 1974 S. 210 besprochen wurden): eine Fortsetzung, der Sache zweiter Teil sozusagen. Wobei gleich zu sagen ist, daß auch dieses Buch ein schwäbischer Bestseller werden wird, weil er genau die journalistische Aufmachung und Freude an der Sache mitbringt wie der 1. Teil. Und da stehen dann Sätze wie: *Die literarische Romantik eines Uhland, Mörike oder Hauff, die grüblerische Philosophie des David Friedrich Strauß oder Friedrich Theodor Vischer ist in den Pfarrhäusern Neckarschwabens geboren worden und nicht auf den Rathäusern.* Recht hat er, JÖRG BISCHOFF, der hier die «Schulthaisen» unseres Landes abklopft.

Da treten in unseren Blickpunkt: die Welfen (RICHERT), SCHILLERS Vater (wer anders als LAHNSTEIN könnte das so schreiben?), LIST, ein Radikaler im öffentlichen Dienst (FUCHS), LASSBERG, der Handschriftensammler (ROMBACH), die Remstalpolitiker, was doch REINHOLD MAIER heißt (BRUGGER), die beiden Streiter JOHANN ECK und ABRAHAM A SANTA CLARA, die gar nicht zusammenpassen (STAMMLER), der Weikersheimer Schloßführer FRIEDRICH ERHARDT, den noch niemand vorgestellt hat und der dennoch besser hier hereinpafßt als so viele, die man schon seit Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten bespiegelt (BLUMCKE), natürlich der «Dodel» (BIRKENMEIER), die Ulmer Donauschiffahrt (BAUMHAUER) und was sich daraus entwickelte, der Stuttgarter Landtags-Filser CARL SCHÄFER (RUCKGABER), der Grabsänger aus dem Oberschwäbischen, Pfarrer JUNG (EBERLE), COTTA und SCHÜBLER, d. h. Verleger und Zensor (FUCHS), der Erfinder des Sektes, GEORG CHRISTIAN KESSLER (BLICKENSDÖRFER), DAIMLER (SKASA-WEISS), BOSCH (KÜSTER), WALTER ERICH SCHÄFER (SCHWINGER), KERNER, sozusagen im Auto erlebt (KAISER), WAIBLINGER (SCHWEDHELM) und (natürlich!) UHLAND (VETTER). HARTLING beschreibt seinen sehr persönlichen, weltlichen Umgang mit der Nürtinger Kirche. Spitze des Bandes: JOHANN VALENTIN ANDREA, jawohl: ANDREA, vorgestellt, ergründet, interpretiert und aufge-

Württemberg's Landschaft ist uns lieb und teuer.

Der abgelegene Bauernhof auf der Alb und das versteckte Ausflugslokal brauchen genauso Strom wie Haushalte und Industrie in Dörfern und Städten. Das erfordert Kraftwerke, Umspannwerke und eine Vielzahl von Leitungen. Unverzichtbare Anlagen, die gleichfalls die Landschaft prägen. Aber den-



noch so wenig wie möglich stören sollen. Das ist oft nicht billig, aber Württemberg's Landschaftsbild ist der EVS einiges wert. Deshalb werden schon frühzeitig Fachleute für Umwelt- und Naturschutz bei neuen Projekten hinzugezogen. Nicht erst heute. Sondern seit über 50 Jahren.

EVS – Umweltfreundlicher Strom
in einer freundlichen Umwelt.



schürft durch VOGELGSANG, der nicht nur den Stuttgart-Spruch an den Tag fördert (*9 Jahre habe ich nun zu Stuttgart in der Sklaverei zugebracht und nirgends die Regierung weniger regierend, den Rat weniger ratsam, die Gesellschaft weniger gesellschaftlich, die Religion weniger religiös, die Regeln weniger regelmäßig, den Wert weniger wert, die Freundschaft weniger freundschaftlich und meine Wirkungskraft weniger wirksam gefunden*), sondern den ersten Rosenkreuzer ans Licht bringt. Was da an stiller Gelehrtenarbeit umgesetzt wurde in das Mitreißende, dem Gegenstand adäquate, was da wie bei GRIMMELSHAUSEN erzählt wird, das ist ein großes Stück Feuilleton. Und darum schon lohnt es sich, den Band zu lesen.

Wolfgang Irtenkauf

150 Jahre Lehrerbildung

H. Christmann, L. Zahn (Hrsg.), Zeit der Lehre – Lehre der Zeit. 150 Jahre staatliche Lehrerbildung in Schwäbisch Gmünd. Ellwangen: Schwabenverlag 1975. 251 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Die runde Zahl 150 Jahre bot der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd den Anlaß, sich über die «Gegenwart der Vergangenheit» Rechenschaft zu geben, wie LOTHAR ZAHN in seinem Einleitungssessay ausführt. Das geschieht unter ganz verschiedenen Aspekten. So berichtet LOTHAR ROTHER über das Leben des Gmünder Seminaristen CARL MAUCH, der die Ruinenstadt Zimbabwe im heutigen Rhodesien erforschte und beschrieb und der damit zu den Europäern gehört, die einem afrikanischen Volk zu einer Vergangenheit und damit auch zu einer Identität in der Gegenwart verhalfen. Die Vergangenheit hat im Selbstverständnis der verschiedenen Schulfächer eine ganz unterschiedliche Bedeutung: Für Arbeit/Wirtschaft/Technik existiert sie gar nicht; für Mathematik und Biologie wird eine positive Entwicklung in Fragestellungen und Methoden konstatiert, während das Fach Religion mit der immer noch gegenwärtigen Geschichte von geistlicher Schulaufsicht und Konfessionsschule ringend, nach einem neuen, aber ebenso wie andere Fächer selbstverständlichen Platz in der Schule sucht. Den größten Ertrag für die politische Geschichte des Landes bringen die Arbeiten von HANS-JOACHIM NEUMANN über Gmünder Seminaristen als Fibelautoren und von HELMUT CHRISTMANN über die Geschichte der Gmünder Lehrerbildung im Rahmen der Landesgeschichte. Am Beispiel der Fibel wird der Weg deutlich, den die Volksschule im 19. Jahrhundert genommen hat: Von den aufklärerischen Pädagogen, die nützliches, im Alltag verwertbares Wissen vermitteln wollten, zu den Frömlern, Disziplinfanatikern und Kindertümlern, hinter deren «Kindgemäßheit» und «Pädagogisierung der Schule» häufig ganz andere Absichten steckten. Lange Beharrung wechselt mit kurzen Reformzeiten ab – pädagogische Aufbrüche gehören ebenso wie «Tendenzwenden» zur Gegenwart der pädagogischen und schulpolitischen Vergangenheit.

Rainer Jooß

Malereien auf Narrenkleidern

HERBERT und ELKE SCHWEDT: Malerei auf Narrenkleidern. (Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 2) Stuttgart: Müller & Gräff (Komm.) 1975. 80 Textseiten, Frontispiz, 146 Abb., 1 Karte.

Um es vorweg zu sagen: ein vielseitiges, interessantes, anregendes und prächtiges Buch! Hier kommen einem Dinge vor Augen, die im lebhaften Umtrieb der Narrensprünge und Fastnachtsumzüge zwar wesentlich das Bild mitbestimmen, aber nur selten im einzelnen genau wahrgenommen werden können. Die Autoren geben eine systematische Darstellung dessen, was zum Thema gehört, über «Dekorierte Kleider» ganz allgemein und mit vielen historischen Belegen, über «Die Verbreitung bemalter Narrenkleider in Südwestdeutschland», deren «Wandlung und Wanderung» und über «Die Maler», von denen all diese mehr oder weniger naiven, mehr oder weniger kunstvollen, mehr oder weniger originellen Darstellungen auf Jacken, Hosen und Maskentüchern stammen. Auf diesen knappen, aber äußerst informationsdichten ersten Teil folgt ein «Katalog von Malern», die auch heute noch als Häsmaler tätig sind. Sie wurden ausführlich befragt, so z. B. nach ihrer Maltechnik, dem Umfang ihrer Arbeiten, nach Arbeitsaufwand und Entlohnung, nach Vorlagen, Kundenwünschen, Einflußmöglichkeiten der Zünfte.

Alles in allem genommen ist damit aber nur die Hälfte dieses Buches wenigstens andeutend beschrieben. Die andere Hälfte – der Bildteil – entzieht sich der Beschreibung so gut wie ganz. Einige belebte Szenen rufen Erinnerungen wach und machen Vorstellungen anschaulich, mit Werkstattaufnahmen wird das Entstehen einer Häsbemalung illustriert. Vor allem aber werden in reicher Fülle Beispiele vorgeführt – teils in der alphabetischen Reihenfolge des Malerkatalogs, teils in systematischer Zuordnung – um auf diese Weise Vergleiche zu ermöglichen oder zu erleichtern. In einer Fülle von Details werden da Menschen und Tiere, Köpfe und Typen, typisierte und originelle, erzählerische und ornamentale Darstellungen in einer großen Breite und Vielfalt der Stile und der künstlerischen Haltungen demonstriert – man wundert sich, über wie viel man doch Jahr für Jahr in der bunten Bewegtheit närrischen Treibens hinweggesehen hat.

Willy Leygraf

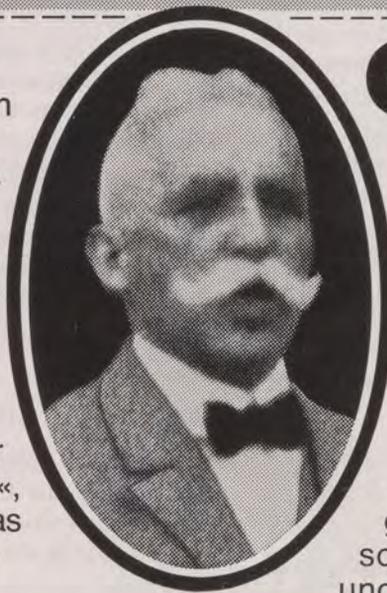
Dampfschiffahrt auf dem Bodensee

WERNER DEPERT: Mit Dampfmaschine und Schaufelrad. Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee 1817–1967. Konstanz: Friedr. Stadler 1975. 160 Seiten. DM 56,-.

Säuberlich gegliedert nach den Anliegerländern werden hier alle Fakten und Dokumente zusammengetragen, die mit der Bodenseedampf- und -Schaufelrad-Schiffahrt zusammenhängen. Nicht wegen der alphabetischen Reihenfolge steht Baden vorne an: Am 29. April 1818 fand die Jungfernfahrt der «Stephanie» statt, vier Stunden dau-

Dank der Idee eines Journalisten konnten wir 2 Millionen Familien zu eigenen vier Wänden verhelfen.

Er trug einen martialischen Schnurrbart und war Jahrgang '65. Und wenn es je einen »Ur-Schwaben« gab, dann ihn. (Obwohl er, der Sohn eines Ostseekapitäns mit einem Dreimaster namens »Lessing«, in Swinemünde das Licht der Welt erblickte.)



Georg Kropp, Drogist und Werbeleiter, Kalender- und Chronikherausgeber, Vollblut-Journalist und »Macher« (»Taten statt Tinte«). Erst mit 57 war ihm der Erfolg beschieden, um den er jahrelang gedacht und geschrieben, gekämpft und gelitten hatte:

die Gründung Deutschlands erster Bausparkasse - die Gemeinschaft der Freunde, Wüstenrot.

Aus seiner Feindschaft gegen Alkohol machte er nie einen Hehl, aber Upton Sinclairs »Sumpf« hatte ihn immer aus ganz anderen Gründen fasziniert: Denn da war die Rede von den vielen Menschen, die erst dem einen halfen, sich ein Haus zu bauen - und die schließlich auch selbst zu ihren eigenen vier Wänden kamen...

Wann immer Deutschlands Schwaben als »Häuslesbauer« apostrophiert werden, steht Georg Kropps unbekannter Name dahinter. Und Wüstenrot, Deutschlands Bausparkasse Nummer 1.

wüstenrot
Deutschlands größte Bausparkasse

erte sie, ging von Konstanz nach Meersburg und endete kläglich: Auf der Rückfahrt soll die Maschine versagt haben; es heißt, die Festgäste hätten ruderdnd das Schiff nach Konstanz zurückgebracht. Dort lag es dann bis zum «Verkauf auf Abbruch».

Während anderswo die Dampfschiffahrt sich schnell weiterentwickelte, blieb es am Bodensee noch ein paar Jahre still: Die Schiffsfahrtsberechtigten gaben sich alle Mühe, das einträgliche Geschäft vor allem des Getreide- und Salztransports weiter allein mit ihren Segelschiffen und Ruderkähnen zu betreiben. Erst Ende 1824 wurde das württembergische Schiff «Wilhelm» in Dienst gestellt, am 1. Dezember 1824 wurde ein regelmäßiger Schiffskurs zwischen Friedrichshafen und Rorschach eingerichtet. Damit hatte die Geschichte der Bodensee-Dampfschiffahrt begonnen. Ausführlich und detailgenau wird sie in diesem Buch geschildert und mit vielen, vielen Bildern belegt. Das reicht von den ersten Anfängen bis zur Schiffspost; da gibt es Kapitel über «Dampfschiffe und Zeppelin», über Güter- und Trajektverkehr, über Schiffsunglücke. Und außerdem: Eine Reihe von Listen und Tabellen, die alles Erhebbar ausbreiten über alle die großen und kleinen Dampfschiffe aus 150 Jahren, über ihre Biographien samt Namens- und Besitzerwechsel, über ihre technischen Daten. Und nicht zuletzt enthält der Band eine Reihe von Zeichnungen, die mit Aufriß, Längs- und Querschnitt auch die Konstruktion einiger Schiffe erkennbarer machen.

Aber das Technische macht nicht allein den Reiz dieses Buches aus: die meisten Bilder sind auch Dokumente der Zeit und der Landschaft am Bodensee, Text und Bilder zusammen stellen ein wichtiges und interessantes Kapitel südwestdeutscher Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte dar.

Willy Leygraf

Der Reutlinger Inkunabelkatalog

Seit man sich mit dem alten Buch abgegeben hat, ist die Beschäftigung mit den Frühdrucken (Inkunabeln) im Vordergrund gestanden. Altdrucke aus den ersten fünf Jahrzehnten des Buchdrucks, d. h. von 1450 bis 1500, waren und sind «gefragt». PETER AMELUNG hat nun den «**Katalog der Inkunabeln der Stadtbücherei Reutlingen**» herausgegeben (Stadt Reutlingen 1976. 72 Seiten, DM 22,-), wobei er anhand von 99 Drucken aus dem umgrenzten Zeitraum nachweisen kann, daß Reutlingen – entgegen der Auffassung, es sei als «alte» Druckerstadt mit vielen Druckerzeugnissen aus dieser Vergangenheit ausgestattet – aus der Frühzeit nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Der Bestand resultiert demnach aus späteren Zeiten. Auch deutsche Texte sind verhältnismäßig selten; die Masse der Inkunabeln, die heute Reutlingen verwahrt, weist lateinische Texte auf. Viel interessanter und daher farbiger sind die Untersuchungen hinsichtlich der alten Einbände. Die Beschreibung ist sehr knapp, wie das heute allgemein bei Inkunabelkatalogen üblich ist, bibliographische Verweisungen stehen im Vordergrund. Außerordentliche Sorgfalt wird den Besitz-

einträgen zuteil, die (im «Verzeichnis der Provenienzen» S. 67–68) die Spannweite des Altbestandes der Reutlinger Stadtbücherei spürbar werden lassen.

Redaktion

Geschichte des Klosters Lichtenstern

Christa-Maria Mack: Die Geschichte des Klosters Lichtenstern von der Gründung bis zur Reformation. Göppingen: Kümmerle 1975. 171 Seiten (Göppinger Akademische Beiträge Bd. 91).

Die Verfasserin mußte bei ihrer Arbeit manche Nachteile in Kauf nehmen, denn einerseits liegt über Lichtenstern (nahe Löwenstein) schon einiges gedruckt vor und andererseits ist die Überlieferung über die Klostergründung nicht mehr zweifelsfrei zu deuten. Auf eine Mitbeteiligung der SCHENKEN von LIMPURG bei der Errichtung Lichtensterns deutet neben schriftlichen Hinweisen auch das dortige Erbbegräbnis dieser Familie im frühen 14. Jahrhundert hin. Das Hauptinteresse der Verfasserin galt der Besitzgeschichte und dem Konvent. Die Klostergrüter werden einmal in der Reihenfolge der Erwerbungen, dann nach Orten gegliedert dargestellt – ein etwas aufwendiges Verfahren, das sich mit Hilfe eines Ortsregisters hätte kürzer halten lassen. Die durch Wappenbeschreibungen unnötig aufgeblähte Konventsliste zeigt Lichtenstern als Versorgungsinstitut für adelige und bürgerliche Töchter aus der Umgebung – ein aus der Literatur vertrautes Bild, wie überhaupt die ganze Arbeit unser Bild von den spätmittelalterlichen Zisterzienserinnenklöstern eher bestätigt als differenziert.

Rainer Jooß

Leutkirch in alten Ansichten

Ein nettes, im vollen Sinn des Wortes «nostalgisches» Büchlein legt die Europäische Bibliothek, Zaltbommel (Niederlande), Postfach 49, vor: «**Leutkirch in alten Ansichten**» (DM 24,90). EMIL VOGLERSchrieb zu den vor dem Vergessen nunmehr geretteten Postkartenbildern den Text. Was Leutkirch auszeichnet, *die alte Stadt mit Bauten, die Jahrhunderte überlebt haben, und andererseits der Wandel der biedereren Handwerker- und Bauernstadt zum industriellen Zentrum des Umlandes*, kann natürlich nur für den ersten Teil zutreffen. Für alle, die Leutkirch lieben, ist dieses Buch eine erinnerungsträchtige Ergänzung.

Redaktion

Hermann Stenner

HANS GEORG GMELIN: Hermann Stenner. München: Karl Thieme AG. 1975. 287 Seiten. 264 Abbildungen. (Schriftenreihe der Hans-Thoma-Gesellschaft.)

Die Lebensdaten und sein Schicksal rücken HERMANN STENNER (geboren im März 1891, gefallen im Dezember 1914) in die Nähe von AUGUST MACKE und FRANZ MARC; Namen aus seiner Biographie machen seinen künstlerischen Umkreis erkennbar: CHRISTIAN LANDENBERGER, ADOLF HÖLZEL, JOHANNES ITTEN, OSKAR SCHLEMMER, WILLI BAUMEISTER. Um sein Werk zu kennzeichnen,

Strom- Energie mit Zukunft

Seit der »Ölkrise« im Jahr 1973 hat eine Neubewertung der Energie stattgefunden. Sinnvoller, rationeller Energieeinsatz ist kein Schlagwort mehr. Daß eine ausreichende Energieversorgung für Produktivität unserer Wirtschaft und damit für gesicherte Arbeitsplätze unerlässlich ist, bedarf keiner Frage.

Die deutsche Elektrizitätswirtschaft ist gemeinsam mit Bund und Ländern bemüht, unsere Abhängigkeit vom Öl (in Baden-Württemberg noch über 70% des Rohenergieeinsatzes) zu verringern. Strom aus Kernkraft kann einen Teil des Öls ersetzen und den Energiebedarfszuwachs decken. Das kann aber nur geschehen, wenn wir die Kernenergie bei gebotener

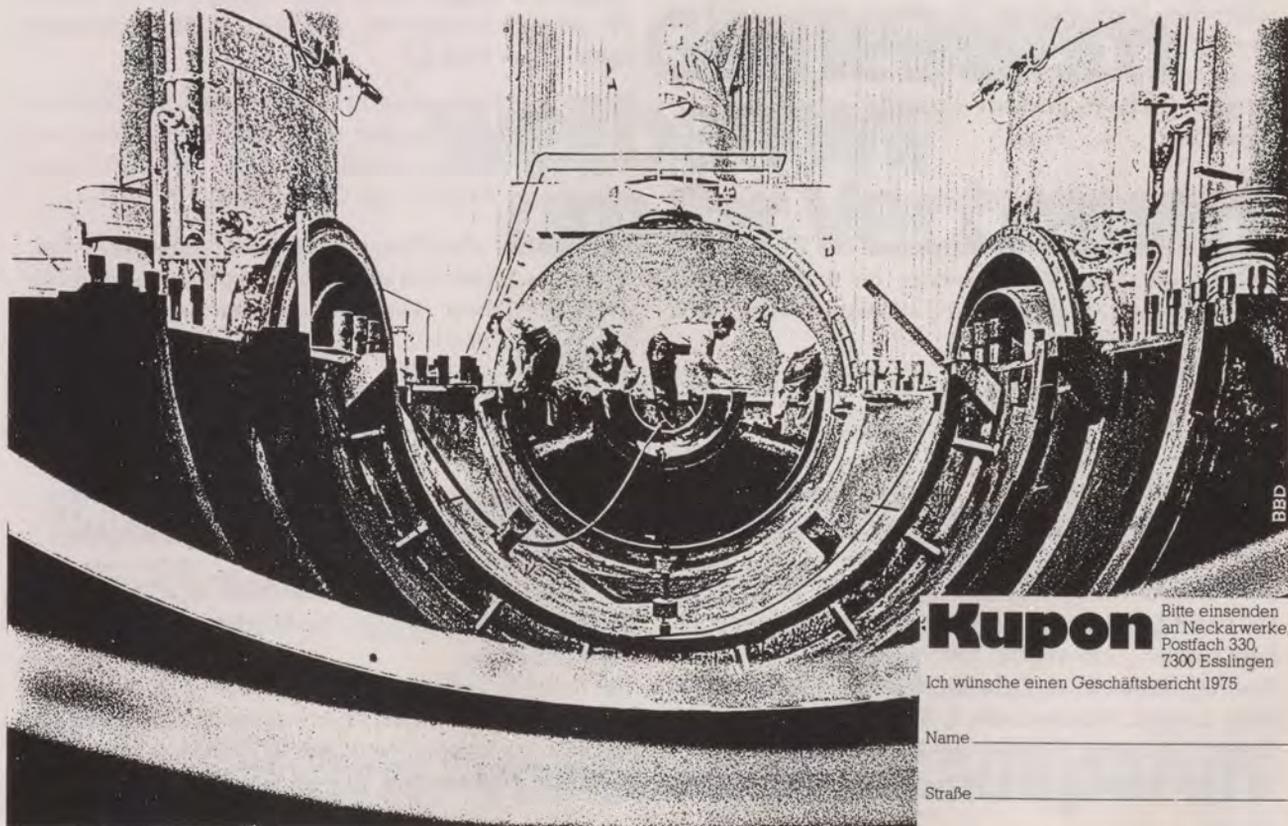
Sicherheit weiter ausbauen und die für den Transport des Stroms notwendigen Leitungen errichten.

Im Jahr 1975 hat die Stromabgabe der Neckarwerke trotz der wirtschaftlichen Flaute um 3,3% auf 4,2 Milliarden Kilowattstunden zugenommen. Im ersten Halbjahr dieses Jahres betrug die Zuwachsrate bereits wieder über 10%. Die In-

vestitionen einschließlich der unserer Tochtergesellschaft Neckarwerke Kernkraft GmbH beliefen sich 1975 auf 165,4 Mio. DM. In diesem Jahr sind rund 200 Mio. DM vorgesehen, davon die Hälfte für das Gemeinschaftskernkraftwerk Neckar. Die Planung für einen zweiten Kernkraftwerksblock in Neckarwestheim hat begonnen.

Die Hauptversammlung unserer Gesellschaft genehmigte am 25. Juni 1976 die Ausschüttung einer Dividende von 7,50 DM je 50-DM-Aktie – das sind 15%. Bilanz sowie Gewinn- und Verlustrechnung 1975 werden im Bundesanzeiger veröffentlicht. Im Oktober dieses Jahres wird das Grundkapital um 30,06 Mio. DM auf 125,25 Mio. DM erhöht. Die neuen Aktien werden im Verhältnis 19:6 zu einem Kurs von 100,- DM je 50-DM-Aktie ausgegeben und sind ab 1. Juli 1976 dividendenberechtigt.

NECKARWERKE
Elektrizitätsversorgungs-AG



Maschinenrevision im Kraftwerk Altbach: eine Gasturbine für Spitzenlastbetrieb wird überholt

Kupon Bitte einsenden
an Neckarwerke,
Postfach 330,
7300 Esslingen

Ich wünsche einen Geschäftsbericht 1975

Name _____

Straße _____

Wohnort _____

könnte man doch die Namen der Brücke-Künstler hinzufügen. Stuttgart war zwischen 1910 und 1914 der Hauptort seiner künstlerischen Tätigkeit. WILLI BAUMEISTER – STENNERS Studienfreund – urteilte 1950: *Er wäre einer der besten Maler Deutschlands geworden*. Aber sein Werk blieb Torso, nicht zu vergleichen mit dem der «Frühvollendeten» MARC und MACKE. So fand er keine wissenschaftliche oder auch nur modische Aufmerksamkeit. Die vorliegende Darstellung will ihn nun «der Kunstwelt zurückgeben». Ein Werkkatalog mit 264 Abbildungen sowie Biographie und Bibliographie wird begleitet vom darstellend-erläuternden und nur behutsam wertenden Essay HANS GEORG GMELINS. Damit ist die Gestalt und die unvollendet gebliebene Arbeit STENNERS in die Geschichte der Kunst vor 1914 eingefügt worden – und zugleich in das Bild der Stuttgarter Kunstszene jener Jahre.

Willy Leygraf

Erd- und Lebensgeschichte

Karl Beurlen: Geologie. Die Geschichte der Erde und des Lebens. Stuttgart: Kosmos-Verlag 1975. 318 Seiten mit 158 Zeichnungen, 65 Schwarzweißfotos und 22 Farbfotos auf 8 Tafeln. DM 48,-.

Jeder Berg, jeder Stein, jedes Flußtal sind Zeugen der Erdgeschichte. Sie erschließen dem Kundigen die gewaltigen Prozesse, die das heutige Gesicht der Erde geprägt haben. Wie sind Gesteine und Gebirge entstanden? In den meisten Landschaften Europas stehen wir auf ehemaligem Meeresboden. Wie konnte die See so tief ins Land dringen, wieso finden wir Meeresablagerungen selbst in Gebirgen, die höher als 1000 m sind? Auf all diese Fragen und noch zahlreiche andere Fragen gibt der Autor in seinem bekannten, soeben in 2. Auflage erschienenen Werk Antwort. Es ist eine umfassende Einführung in das hochinteressante Gebiet, vor allem deswegen zu empfehlen, weil die meisten Beispiele in bezug auf geologische Phänomene unseres Landes stehen.

Redaktion

Schwabenspiegel

Theodor Haering: Schwabenspiegel. Ein Kapitel über den schwäbischen Volkscharakter für Schwaben und Nichtschwaben. Stuttgart: J. F. Steinkopf Verlag 1975. 14,80 DM.

Dieses Buch des Tübinger Philosophieprofessors erschien in einer Neuauflage. Früher wie auch heute gilt der Untertitel, den HEARING seinen in diesem Band zusammengefaßten Reden gab. Dazu ist nichts weiter zu sagen. Gerne liest der Schwabe, was darin geschrieben steht. Und der Nichtschwabe? Dem sei das Lesen ebenso angeraten. Beide wird es wieder und wieder zum vergnügten Schmunzeln bringen.

Maria Heitland

Die Schillerzeit im Roman

Utta Keppler: Liebe Malerin. Ein biographischer Roman aus der Schillerzeit. Tübingen: Rainer Wunderlich Verlag 1976. 276 Seiten, gebunden DM 29,50.

In diesem Roman klingt ein ganz zeitgemäßes Thema an: Die berufstätige Frau. Das Malen hat LUDOVIKE SIMANOWIZ angefangen, um einen Beruf daraus zu machen. Der Herzog ließ sie ausbilden, er erkannte das Talent. UTTA KEPPLER erzählt dieses Leben einer Frau zwischen Beruf und Mann. Sie sagt dazu: *Als ich der Spur der Malerin nachging, ließ mich der Stoff nicht mehr los. Da war ein gelebtes – so tapfer bestanden – und ein Rollenkonflikt, wie wir das heute nennen, der damals schier unlösbar war. Und dann diese aufregende Zeit! Und weiter: Dazu das Paris der Französischen Revolution, die Wirren des Krieges – was für ein Hintergrund! Vor allem war ich der Frau, der wir das schönste, sensibelste Schillerporträt überhaupt verdanken, mehr als ein novellistisches Gedenkblatt schuldig.*

Maria Heitland

Buchhinweise

KURT LEIPNER: Das Archiv der Stadt Stuttgart. Zur Geschichte. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1975. 24 Seiten. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart. Neue Folge. Heft 2.)

HENRY F. FULLENWIDER: FRIEDRICH CHRISTOPH OETINGER. Wirkungen auf Literatur und Philosophie seiner Zeit. Göppingen: Verlag Alfred Kummerle 1975. 170 Seiten. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik. Nr. 174.)

DIETER KAUSS-FRITZ WERWIGK: Der Göppinger Maientag. Seine Geschichte und Elemente. Göppingen: Stadtarchiv 1976. 107 Seiten. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen. Band 13.)

Anschriften der Verfasser

Dr. Peter Amelung, Tachenbergstr. 33A, 7 Stuttgart 31
Dr. Peter Anstett, Dieselstraße 3, 7530 Pforzheim
Fritz Göhler, Leiblweg 38, 7000 Stuttgart 1
Prof. Dr. Rainer Jooß, Eichendorffstr. 54, 7300 Esslingen
Willy Leygraf, Mörikestraße 4, 7410 Reutlingen
Günter Niklewski, Fichtestraße 27, 1000 Berlin 61
Dr. Theodor Pfizer, Traubergstraße 14, 7000 Stuttgart 1

Dr. Hans-Ulrich Roller, Schillerstraße 33, 7015 Korntal
Prof. Dr. Klaus Schreiner, Buchbachstraße 40,
7406 Mössingen
Dr. Reinbert Tabbert, Behringstraße 14, 7410 Reutlingen
Prof. Dr. Albert Walzer, Staibenäcker 18, 7000 Stuttgart 1
Dr. Hannes Weeber, Mühlrain 9, 7000 Stuttgart 1
Eberhard Weinbrenner, Bismarckstr. 44, 7440 Nürtingen

ALLGEMEINE RENTENANSTALT

Württembergische

Württembergische



Zuverlässig und solide,
fortschrittlich und leistungsstark –
so präsentieren sich Ihnen
vier große Gesellschaften;
sie werben um Ihr Vertrauen
und bieten Ihnen die Erfahrung
und das Wissen ihrer
nahezu 20000 Mitarbeiter.

Leonberger BAUSPARKASSE

**Gemeinsam
werben wir
um Ihr Vertrauen**

Württembergische

ALLGEMEINE RENTENANSTALT

Württembergische

Leonberger

Württembergische
Feuerversicherung AG in Stuttgart
Seit 1828

7 Stuttgart 1, Johannesstraße 1-7
Postfach 60, F (07 11) 662-1

Allgemeine Rentenanstalt
Lebens- u. Rentenversicherungs-AG
Gegr. 1833

7 Stuttgart 1, Tübinger Straße 28
Postfach 100, F (07 11) 6663-1

Württembergische
Rechtsschutzversicherung AG
Gegr. 1971

7 Stuttgart 1, Johannesstraße 1-7
Postfach 60, F (07 11) 662-1

Leonberger Bausparkasse AG
Gegr. 1929

7250 Leonberg, Lindenstraße 21
Postfach 18, F (07 152) 2011

versichern vorsorgen bausparen

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr, freitags bis 15.30 Uhr.
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27–701 – Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

Jahreshauptversammlung in Urach 9./10. Oktober 1976

Der Termin unserer diesjährigen Jahreshauptversammlung ist auf Samstag, 9., bzw. Sonntag, 10. Oktober, festgesetzt. Für unsere Teilnehmer sind alle Veranstaltungen und Exkursionen kostenfrei.

Die einfache Fahrt Stuttgart–Urach und zurück kostet jeweils DM 6,-. Wir planen an beiden Tagen eine Hin- und Rückfahrt ab Karlsplatz Stuttgart bzw. Bahnhofplatz Urach.

Wegen der Busbestellung bitten wir um Ihre Anmeldung.

Das Verkehrsamt der Stadt Urach vermittelt die Hotelunterkünfte.

Wir versenden auf Anfrage die Hotelprospekte.

Wie in den vergangenen Jahren werden wir diese Veranstaltungen in Verbindung mit der Gesellschaft für Naturkunde und dem Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine durchführen.

Samstag, 9. Oktober 1976

- 13.00 Uhr: Fahrt mit dem Bus vom Karlsplatz in Stuttgart nach Urach.
- 14.30 Uhr: Mitgliederversammlung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES im Palmensaal des Schlosses Urach.
- 16.00 Uhr: Palmensaal des Schlosses Urach
Begrüßung durch den Vorsitzenden der Gesellschaft für Naturkunde,
Prof. Dr. WALTER CARLÉ.
Prof. Dr. RÜDIGER GERMAN: «Probleme von Landesentwicklung und Landschaftspflege aus wissenschaftlicher Sicht».
- 19.30 Uhr: Palmensaal des Schlosses Urach
Begrüßung durch den Vorsitzenden des Verbandes der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine,
Leitender Staatsarchivdirektor
Dr. EBERHARD GÖNNER.
Prof. Dr. HANSMARTIN DECKER-HAUFF:
«Mittelalterliche Kirchenfürsten aus dem Hause Urach».

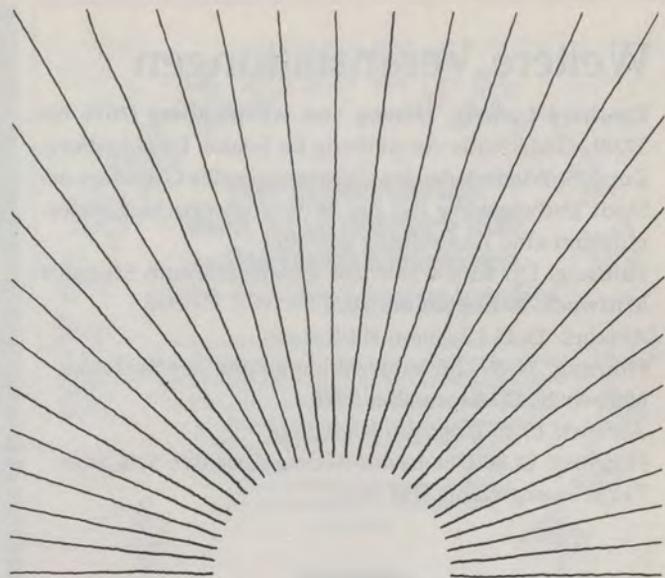
Sonntag, 10. Oktober 1976

- 9.00 Uhr: Busabfahrt vom Karlsplatz in Stuttgart nach Urach. Diese Fahrt findet nur bei genügender Anmeldung statt.
- 10.30 Uhr: Palmensaal des Schlosses Urach
Begrüßung durch den Vorsitzenden des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES,
Regierungspräsident a. D. WILLI BIRN.
Eine Heimat auch für die Zukunft – Die öffentliche Verantwortung.
Ansprache des Vertreters der Landesregierung,
Staatssekretär ERWIN TEUFEL.
WILLY LEYGRAF: «WACHOLDERALB – Die Landschaft unter dem Anspruch der Industriegesellschaft».
- 14.30 Uhr: Exkursionen und Führungen (Abfahrtsplatz wird noch bekanntgegeben):
1. Dr. HANS-MARTIN MAURER: «Burgen der Schwäbischen Alb um Urach»;
 2. Dr. VOLKER HIMMELEIN: «Durch Schloß und Stadt Urach»;
 3. Prof. Dr. MANFRED GWINNER: «Vulkanismus, Hydrologie, Schichtenfolge und Oberflächengestaltung der Schwäbischen Alb» (Falkensteiner Höhle, Grabenstetten, Oberlenningen, Unterlenningen, Hochwanger Steige, Hülben, Urach);
 4. Rektor HANS BINDER: «In die Landschaft, in der DAVID FRIEDRICH WEINLANDS Rulaman entstand».
- 18.30 Uhr: Rückfahrt mit dem Bus nach Stuttgart.
(Der Abfahrtsplatz wird bekanntgegeben.)
- Wie jedes Jahr, so geben wir uns auch dieses Mal wieder der Hoffnung hin, daß unsere Jahreshauptversammlung von mehr Mitgliedern als bisher besucht werden möge. Unser Programm ist, das glauben wir ohne Überheblichkeit sagen zu dürfen, attraktiv – es bietet nach vielen Seiten hin Vieles. Es ist der Wunsch des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, daß wir uns auch nach außen durch viele anwesende Mitglieder vernehmbar machen. Daher unsere Bitte: Kommen Sie recht zahlreich!

**Würzige Frische
aus der Natur**



**URACHER
QUENZER
BRÄU**



**Frei-Zeit-
Wohnen.
Mit
viel Sonne,
überm
Thermalbad
Urach.**

*Und die ideale Freizeit-Umgebung:
Thermalbad – Höhenfreibad – Über 50 km
gekennzeichnete Rundwanderwege – Berühmter
Wasserfall – Burgruine Hohenurach – Wald-
sportpfad – 15 Skilifte rund um Urach – Reiten –
Ponyhof – Angeln – Tennisplätze – Kleingolf-
anlage – Mittelalterlicher Stadtkern – Gepflegte
Gastronomie – Schloßkonzerte – Theater-
gastspiele.*

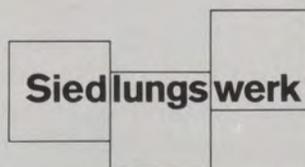
*»Am Forstweg«, Terrassen- und
Maisonnette-Wohnungen, 1–4 Zimmer, höchst-
gelegenes, an den Wald angrenzendes Grund-
stück im Gebiet »Urach-Breitenstein«,
SW-Bauherrngemeinschaft mit steuerlichen
Vorteilen.*



**BRILLEN
Contact-Linsen**

**Optiker
PESCHKE**

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau



*gemeinnützige Gesellschaft für
Wohnungs- und Städtebau mbH
7000 Stuttgart 1, Bopserstraße 11
Tel. (0711) 2144-322*

Weitere Veranstaltungen

Eberhard Ludwig, Herzog von Württemberg (1676 bis 1733), Gedächtnis-Ausstellung im Schloß Ludwigsburg. Zur 300. Wiederkehr des Geburtstages des Gründers der Stadt Ludwigsburg hat das Württembergische Landesmuseum eine Ausstellung gestaltet.

Führung: Dr. KLAUS MERTEN, Landesmuseum Stuttgart

Mittwoch, 8. September 1976

Abfahrt: 13.45 Uhr vom Karlsplatz

Führung: 14.30 Uhr in der Bildergalerie des Schlosses

Mittwoch, 22. September 1976

Abfahrt: 13.45 Uhr vom Karlsplatz

Führung: 14.30 Uhr in der Bildergalerie des Schlosses

Teilnehmergebühr: DM 10,-.

Unsere zwei Fahrten ins Blaue:

Samstag, 16. Oktober 1976

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Karlsplatz

Mittwoch, 20. Oktober 1976

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Karlsplatz.

Zur Teilnahme an diesen beiden Fahrten sind alle Mitglieder eingeladen. Sie können auch Gäste mitbringen, die unseren SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND kennenlernen wollen.

Bitte bringen Sie uns Ihre Dias von Fahrten dieses Jahres bis zum 4. Oktober 1976 auf die Geschäftsstelle. Wie in den vergangenen Jahren sollen die Bilder über unsere erlebnisreichen Fahrten eine Erinnerung und Verlockung für die Unternehmungen des nächsten Jahres sein.

Auch in diesem Winterhalbjahr 1976/77 werden wir wieder unsere **Vorträge** jeweils mittwochs um 19.30 Uhr im Wilhelmshaus veranstalten. Nähere Angaben folgen in Heft 1976/4.

Zu zwei Fahrten dieses Winters können Sie sich noch anmelden:

Nr. 48 am Samstag, 13. November bis Sonntag, 14. November 1976 (Stadtarchivrat MANFRED AKERMANN: In und um Winterthur) –

Nr. 49 am 27. November bis 28. November 1976 (Dr. WOLFGANG IRTENKAUF: Nach St. Gallen und Bregenz).

Und die immer wiederkehrende Erinnerung:

Mitglieder werben Mitglieder!

Jede zusätzliche Werbung ist eine zusätzliche Chance bei der Auslosung von vielen Büchern und anderen wertvollen Preisen!

Fordern Sie bei der Geschäftsstelle Geschenkgutscheine an – für wenig Geld auf leichtem Weg viel Freude zu allen möglichen Anlässen! (Näheres darüber finden Sie auf Seite 86 von Heft 1976/1).

Sollten Sie im übrigen Ihren **Beitrag** für 1976 noch nicht bezahlt haben, bitten wir um Ihre baldige Überweisung auf eines unserer Konten.

Dabei sei wiederum die ganz dringende Bitte nach genauer Absenderangabe, gut lesbar auf der Durchschrift, die uns erreicht, vorgebracht. Wir haben so manche Zahlung vorliegen, die wir wegen mangelnder oder nicht lesbarer Angaben nicht verbuchen können.

Lassen Sie uns unbedingt Namensänderungen und Ortswechsel wissen.

Im **Frühjahr 1977** sind Apulienfahrten **«Auf den Spuren der Staufer»** geplant. Die erste Fahrt soll in den Osterferien durchgeführt werden, die zweite Fahrt anschließend nach Bedarf.

Wegen der Planungen bitten wir um Ihre Voranmeldung. Die Osterfahrt sollte dabei möglichst unseren berufstätigen Mitgliedern vorbehalten sein.

Ernst Müller in memoriam

Vom 1. Heft des Jahrgangs 1949 an waren die Leser der «Schwäbischen Heimat» gewohnt, im Vorspann unserer Zeitschrift den Satz zu finden: *Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes herausgegeben von Ernst Müller.* Im Geleitwort zum 1. Heft des Jahres 1971 teilte der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, WILLI K. BIRN, mit, daß D. Dr. ERNST MÜLLER als offizieller Herausgeber ausscheidet, künftig zeichnet der Schwäbische Heimatbund unmittelbar als Herausgeber. D. Dr. Müller gehört zu den Mitbegründern der Zeitschrift; den 1950 noch geltenden Vorschriften der Militärregierung entsprechend, übernahm er für den Verein als Herausgeber die persönliche

Verantwortung für den Inhalt der Hefte. Und dann heißt es weiter: *Er hat an der Entwicklung der Zeitschrift wesentlichen Anteil, trat durch wichtige Beiträge hervor und förderte sie viele Jahre durch namhafte Zuwendungen. Wir werden die Leistung, die er für die «Schwäbische Heimat» vollbrachte, nicht vergessen und ihm immer dankbar verbunden bleiben.*

Diese Zeitschrift gratulierte ERNST MÜLLER zweimal: zuerst 1959 zum 60. Geburtstag in Form eines sehr persönlichen Briefes, den unser Ehrenmitglied OSKAR RÜHLE schrieb (ein Wort des Dankes, des aufrichtigen Dankes für die einzigartig gute Zusammenarbeit und die vielfältige Hilfe bei der Schriftleitung der

Karawane Studien-Reisen

Unsere neuesten
Übersichtsprogramme 1976/77:

- Herbst-Weihnachten 1976/77
- Karawane-Mittelmeer-Kreuzfahrten Frühjahr 1977
- Vorschau Frühjahr bis Pfingsten 1977

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten Programme unverbindlich zu.



Programme und Verlagsverzeichnisse,
Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde
714 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 21290

**Wer seine Anzüge
nach Maß machen läßt,
sollte Bankleistungen
nicht von der Stange kaufen.**

Wir meinen das natürlich im übertragenen Sinne. Aber wir geben zu, daß wir nur mit guten Kunden größer werden möchten. Weil wir nichts von der Stange verkaufen wollen, brauchen wir Geschäftspartner, die so denken wie wir. Die eine Bankverbindung mit individuellem Service haben wollen. Wenn Sie also eine gute, erfahrene Bank abseits der Massenkonfektion suchen - als Hausbank oder als Berater - dann kommen Sie zu uns.



**WÜRTEMBERGISCHE
BANK**

Stuttgart, Ebersbach, Göppingen, Hechingen,
Herrenberg, Metzingen, Nürtingen, Ravensburg, Reutlingen, Schorndorf,
Sindelfingen, Tübingen, UHINGEN, Ulm, Villingen-Schwenningen

Schwäbische Autoren

Aus unserem Herbstprogramm '76

Walter Erich
Schäfer
Kleine
Wellen
auf dem
Fluß
des
Lebens
Meine
Geschichten
dva

Walter Erich Schäfer
Kleine Wellen auf dem
Fluß des Lebens.
Geschichten über Schwaben,
Bayern, Kinder, Tiere
und Theater.
ca. 180 Seiten, ca. DM 18.-



Max Eyth
Hinter Pflug
und Schraubstock.
Die Abenteuer eines
Ingenieurs vor
hundert Jahren.
ca. 450 Seiten, ca. DM 19,80



Frank Werner
Alte Stadt mit
neuem Leben.
Architekturkritische Gänge
durch Stuttgart.
ca. 176 Seiten
zahlr. Abb., ca. DM 28.-

Deutsche
Verlags-Anstalt
dva

«Schwäbischen Heimat» und darüber hinaus für die nie getrübt Freundschaft, die sich in guten wie in schweren Tagen bewährt hat), und 1969, als das Heft 4 ERNST MÜLLER gewidmet wurde. Geist und Kunst sind die ersten Gratulanten zum Ehrentag Ernst Müllers in der Landschaft seiner schwäbischen Heimat, schrieb damals MANFRED MEZGER in seiner Laudatio.

Nun ist dieser «erste Mann des Jahrhunderts» – er wurde ja am 1. Januar 1900 in Stuttgart geboren – tot. Am 22. Juni 1976 starb er in Tübingen. Dazwischen liegen die Lebensstationen: 1924 Dr. phil., 1929 Feuilletonredakteur der «Schwäbischen Tagwacht» in Stuttgart, 1933 das Berufsverbot, ab 1938 Einsetzen der Buchproduktion mit den «Stiftsköpfen», ab 1946 Mitherausgeber und Chefredakteur des «Schwäbischen Tagblatts» in Tübingen, 1960 der theologische Ehrendoktor und Ehrensensator der Universität Tübingen, 1971 die Verleihung des Professorentitels durch den Ministerpräsidenten des Landes, dem er eine «Kleine Geschichte» gewidmet hat.

UTZ JEGGLE schrieb einen Nachruf im «Schwäbischen Tagblatt», der ERNST MÜLLER als Mensch wie auch als Schriftsteller einzufangen versucht. Wir bringen daraus folgende Auszüge:

Daß er sterben könnte, daran hatte nie jemand gedacht. Er war so etwas wie Leben an sich, ständig in Bewegung, nicht nur geistig, auch körperlich, überschäumend, oft anstrengend, seine Energie war uns Jüngeren häufig ein Rätsel. Wenn er durch die Gänge des «Tagblatts» polterte, nahm so mancher, der zu tun oder zu wenig Ichstärke für ein Gespräch hatte, Reißaus. Wer sich ihm stellte, der wurde angeboxt, angebohrt, mitgerissen, und das alles nicht nur im übertragenen Sinne, sondern ganz leibhaftig. Er genoß es, Kommunikation handgreiflich zu machen. Er packte zu, wo immer es ging, an Mantelknöpfen, Ellenbogen, unvorsichtigen Einwänden, voreiligen Äußerungen. Er warf sich in die Gespräche mit einer Wucht, die man heute nicht mehr gewohnt ist; small talk gab es bei ihm nicht, nur schweres Geschütz, oft krachend, aber stets treffend. Er hielt sich nicht zurück, aber er hielt auch nichts zurück. Wenn er nicht weggetreten war, irgendwo im grenzenlosen Land seiner Gedanken, dann war er ganz da, gebend und fordernd, vielfarbig, ichtig, ein Subjekt, das einen in Bedrängnis brachte, provozierte, zum Diskurs puffte und stieß. Wer Ohren hatte, Nerven und Zeit, dem eröffnete sich durch ihn eine bunte und weite Welt, zu der er den Schlüssel besaß, eine Welt des zweifelnden Denkens, des kritischen Nachforschens, des Besserwissenwollens, des Nichtnachgebens, des beharrlichen Suchens.

Ihn konnte man lieben, ohne alles an ihm zu mögen: Er war kein saftloser Geist, kein vorsichtiger Schöntuer, was er dachte, mußte heraus. Sprechen und Denken war bei ihm noch ein kraftvolles Ineinander, emotional geladen und noch nicht von jener spätbürgerlichen Vorsichtigkeit

in Hintergedanken und rhetorische Zuckerwatte zerteilt. Er sprach nicht durch die Blume, allenfalls blumig, und so manches demokratisch gesalbte Haupt wurde von ihm mit Schimpfworten traktiert, die wir uns kaum zu denken wagen.

Er war keiner, an dessen Grab man nichts außer Gutem sagen dürfte. Fadheit war ihm zuwider, die Aggressionen mußten vorgezeigt werden, der ehrlichen Auseinandersetzung wegen. Er war viel zu vielseitig, um widerspruchslos gut, freundlich, harmlos, gütig sein zu können. Er war viel zu frei, um all das Unbrave nicht aus sich herauslassen zu dürfen.

Er war der letzte Polyhistor, er leistete sich ein Wissen, das heutzutage schon dysfunktional ist: Doktor Allwissend mit theologischem Ehren-D. Bei solchen Anlässen war freilich Gelächter verboten. Wenn er die Professorenwürde erhielt, die er unserer Ansicht nach ja wirklich nicht nötig hatte, oder zum Ehrensensator aufstieg und dann auch noch immer zu den üblichen Empfängen ging, gab es mitunter Auseinandersetzungen, wobei er einlenkte und, uns beschwichtigend, jedesmal aufs Neue erzählte, wie schrecklich es wieder gewesen war und was für einen Mist der Professor Soundso verzapft habe.

Ein Original – das wäre zu wenig. Sicher, er hatte Anschauungen, die wir für rappelköpfig hielten. Aber was er an Ideen und Einfällen produzierte, im Gespräch, in der Zeitung lange Jahre als ihr Chefredakteur, das war jeder kahlköpfigen Zweckrationalität weit überlegen, das war nicht bloß konzis, sondern auch noch über Ecken und Kanten hinweg stimmig, selbst in seinen Widersprüchen hundertmal spannender als irgendein Satz, dem man die Logik zwar nicht absprechen kann, der aber nichts zu bieten hat. Wie sehr er diese intuitive Dimension beherrschte, in der sich die Widersprüchlichkeit des Lebens adäquat spiegelte, das zeigte seine «Kleine Geschichte Württembergs». Klein war sie nur dem Umfang nach.

Es ging ihm um Zusammenhänge, manchmal sah er sie vielleicht schief, aber immer war er anregend und aufregend. Die Berufshistoriker mochten ihn deshalb nicht, eine gewisse Laxheit im Umgang mit geistigem Eigentum brachte ihn zudem in den Ruf der Leichtfertigkeit. Dabei schlug er sich mit den, von manchem Historiker bis heute unerkannten Schwierigkeiten herum.

Manchmal hat er uns «junge Spunde» heftig beschimpft, wenn wir allzu leichtfertig utopisches Kleingeld münzten; er war da Realist, über Schatten sprang er nicht. Aber in seinen Vorstellungen von menschlichem Leben hat er jene Tradition der Hoffnung hochgehalten, die ungeahnte Möglichkeiten von menschlichem Glück, aber auch menschlicher Leidensfähigkeit verspricht – bloß, so hat er gesagt, man wird nicht an Hunger leiden, sondern an schlechter Musik. Auch dabei war er schwierig, aber immer war er er. Nur um von jemandem gemocht zu werden, verstellte er sich nicht. Wohl auch deshalb war er einsam. Seine Zärtlichkeit war hierzulande noch nicht als solche erkannt. Die Püffe, die Herausforderungen, die Aufforderungen waren seine Zeichen menschlicher Solidarität, die davon ausging, daß der Mensch noch nicht dort ist, wo er hingehört.